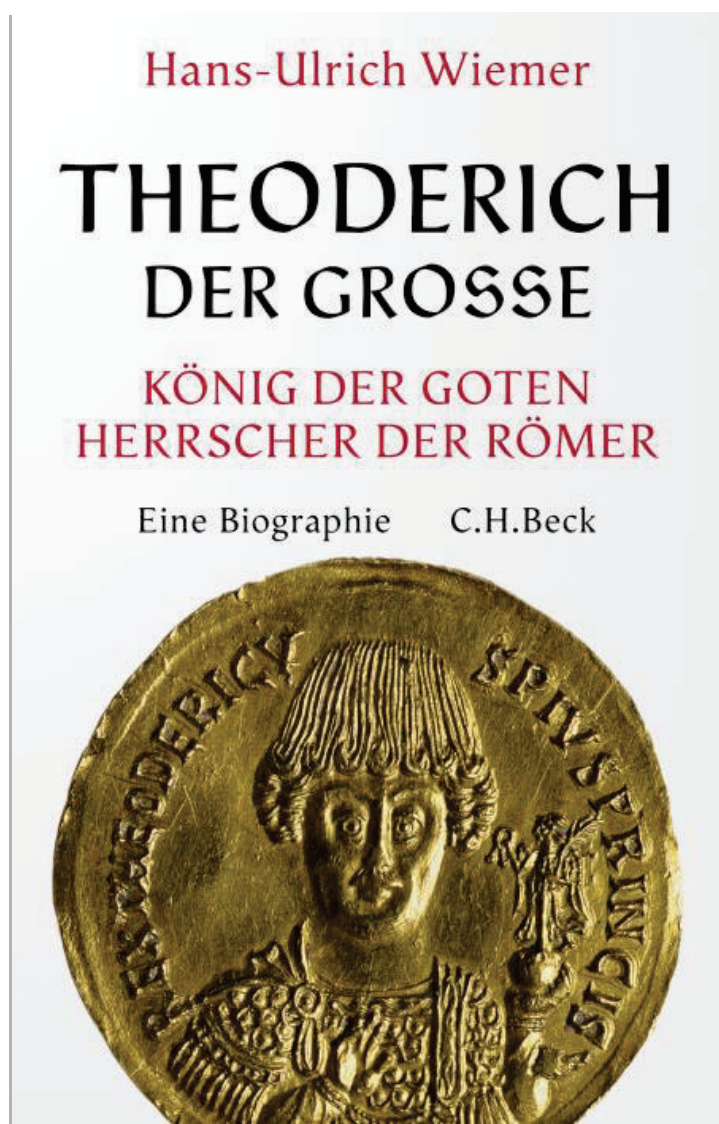


Unverkäufliche Leseprobe



Hans-Ulrich Wiemer
Theoderich der Große

König der Goten – Herrscher der Römer

2025. 814 S., mit 46 Abbildungen, davon 9 farbig, und 17 Karten

ISBN 978-3-406-81658-1

Weitere Informationen finden Sie hier:
<https://www.chbeck.de/36578650>

Hans-Ulrich Wiemer

Theoderich der Große

Hans-Ulrich Wiemer

Theoderich der Große

König der Goten – Herrscher der Römer

Eine Biographie

C.H.Beck

Mit 46 Abbildungen, davon 9 farbig, und 17 Karten

Der Verlag C.H.Beck und der Autor danken
dem Universitätsbund Erlangen-Nürnberg e. V. für die
großzügige Unterstützung bei der Drucklegung dieses Werkes.

Die erste Auflage dieses Buches erschien 2018.

2., überarbeitete und aktualisierte Auflage. 2025

© Verlag C.H.Beck GmbH & Co. KG, München 2018

Wilhelmstraße 9, 80801 München, info@beck.de

Alle urheberrechtlichen Nutzungsrechte bleiben vorbehalten.

Der Verlag behält sich auch das Recht vor, Vervielfältigungen
dieses Werks zum Zwecke des Text and Data Mining vorzunehmen.

www.chbeck.de

Umschlaggestaltung: Kunst oder Reklame, München

Umschlagabbildung: Theoderich-Medaillon von Morro d'Alba,
mit freundlicher Genehmigung des Ministero dei beni e delle attività culturali
e del turismo – Museo Nazionale Romano-Medagliere

Satz: Fotosatz Amann, Memmingen

Druck und Bindung: Pustet, Regensburg

Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier

Printed in Germany

ISBN 978 3 406 81658 1



verantwortungsbewusst produziert

www.chbeck.de/nachhaltig

produktsicherheit.beck.de

Dem Andenken an Wolf Liebeschuetz (1927–2022)

INHALT

Kapitel I	Theoderich der Große: Annäherungen	13
1	Ravenna, Ende Februar 493	13
2	Rom, Frühjahr 500.	22
3	Vom Warlord zum Herrscher über Goten und Römer?	33
Kapitel II	Theoderich im Spiegel zeitgenössischer Quellen	36
1	Spiegel oder Zerrspiegel? Literatur als historische Quelle	36
2	Selbstzeugnisse oder Selbstdarstellung? Die Königsurkunden bei Cassiodor	52
Kapitel III	Wer waren die Ostgoten?	61
1	Deutsche, Germanen, Goten: Überkommene Deutungsmuster	61
2	Goten, Westgoten und Ostgoten: Jordanes, Cassiodor und das gotische Geschichtsbewußtsein	71
3	Die Goten im Skythenland und das Imperium Romanum: Konflikte und Kooperationen	84
4	Bauern, Krieger und «Richter»: Die politische und soziale Verfassung der Goten im 4. Jahrhundert	99

Kapitel IV	Von Attila zu Theoderich:	
	Die Ostgoten auf dem Balkan	108
1	Goten und Hunnen	108
2	Die Goten in Pannonien (454–473)	123
3	Goten gegen Goten:	
	Der Kampf der beiden Theoderiche (473–484)	133
4	Die gescheiterte Integration (484–488)	142
Kapitel V	Der Weg nach Westen: Die Eroberung Italiens	146
1	Der Fall der Fälle: Der Untergang des Weströmischen Reiches in der modernen Geschichtsschreibung	146
2	Bedrängnis und Rückzug:	
	Die letzten Kaiser im Westen	153
3	Ein Barbar als Herrscher Italiens:	
	König Odovakar (476–493)	163
4	Ein Kampf um Ravenna:	
	Theoderich gegen Odovakar (489–493)	180
Kapitel VI	Die Verstetigung der Macht	193
1	Das Herrschaftskonzept:	
	Integration durch Separation	193
2	Ein Volk von Kriegeren: Das gotische Heer	205
3	Reichtum und Ahnenstolz: Senat und Senatoren	232
4	<i>Utraque res publica</i> : Königtum und Kaisertum	252

Kapitel VII **Der Doppelstaat Theoderichs** **260**

1	Der Hof: Zentrum und Theater der Macht	260
2	Macht und Ohnmacht eines Königs: Der Regierungsstil Theoderichs	279
3	Unter den Augen des Königs: Die Zentralverwaltung	297
4	Zentrum und Peripherie: Die Regionalverwaltung	308
5	Ein gutes Regiment? Verwaltungshandeln im Reich Theoderichs	326

Kapitel VIII **Expansion wider Willen?**

Die Außenpolitik Theoderichs **330**

1	Eine «Familie der Könige»? Diplomatie und Krisenmanagement im Jahre 506/7.....	330
2	<i>Primus inter pares</i> : Theoderichs Außenpolitik bis zur Krise des Jahres 506/7.....	336
3	Der Griff nach Westen: Theoderich und das Reich der Westgoten	353
4	Auf dem Gipfel der Macht: Theoderich nach dem Tode Chlodwigs	362
5	Expansion und Integration I: Die Provence im Reich Theoderichs.....	371
6	Expansion und Integration II: Hispanien unter der Herrschaft Theoderichs	386

Kapitel IX	Ein «goldenes Zeitalter»?	
	Italien unter gotischer Herrschaft	398
1	Ländliche Gesellschaften: Ökologie und Demographie	398
2	Eine Jahrhundertdebatte: Das Ende der Sklavenwirtschaft und der Übergang von der Antike zum Mittelalter	403
3	Die «Sklaven des Bodens»: Rechtsstellung, Wirtschaftsweise, soziale Lage der Bauern	407
4	Auferstanden aus Ruinen? Die Städte im Reich Theoderichs	433
5	Notabeln, Kurialen und Plebejer: Die Verfassung der spätantiken Stadt in Italien	442
6	Verlust der Urbanität: Stadtbilder im Wandel	453
7	Der König und sein Land: Betrieb Theoderich Wirtschaftspolitik?	467
Kapitel X	Ein Ketzer als König: Religiöse Vielfalt und das Gebot der Rechtgläubigkeit	474
1	Die «Kirche des gotischen Gesetzes»	474
2	Eine geduldete Mehrheit: Die katholische Kirche	490
3	Zwei Päpste in Rom: Das Laurentianische Schisma	514
4	Unter dem Schutz des Königs: Die Juden	533
Kapitel XI	Von der Kooperation zum Konflikt – die letzten Jahre Theoderichs	540
1	Eutharich und das Scheitern der Nachfolgeregelung	540
2	Hochverrat im Senat? Die Prozesse gegen Albinus, Boethius und Symmachus	546

3	Machtproben: Theoderich und die Päpste Johannes I. und Felix IV.	553
4	Splendid Isolation? Theoderich und seine Verbündeten	561
5	Problemstau und Vertrauenskrise: Theoderich am Ende seines Lebens	574

Kapitel XII **Das Gotenreich in Italien nach Theoderich** **576**

1	Ein schwieriges Erbe: Athalarich, Amalasvintha und Theodahad (526–535)	576
2	Das Imperium schlägt zurück: Der römisch-gotische Krieg bis zur Kapitulation des Witigis (535–540) ...	592
3	Ein Ende mit Schrecken: Totila und Teja (541–552) .	609

Kapitel XIII **Theoderich der Große – Metamorphosen einer Gestalt.** **621**

1	Von Ravenna nach Vivarium: Cassiodor nach seiner Konversion	621
2	Kein Held, nirgends: Theoderich im 21. Jahrhundert	628
3	Höllensturz und Rabenschlacht: Theoderich im Mittelalter.	640
4	Der König und sein «Kanzler»: Theoderich zwischen Humanismus und Aufklärung.	646
5	Theoderich in Italien: Die europäische Geschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts	649
6	Vom «germanischen Volkskönig» zum «Wegbereiter des Abendlandes»: Theoderich zwischen Kaiserreich und früher Bundesrepublik	656

Anhang

Danksagung zur zweiten Auflage	665
Stammtafeln	666
Quellenverzeichnis	671
Abkürzungsverzeichnis	681
Anmerkungen	683
Literaturverzeichnis	743
Bildnachweis	796
Register	799

Kapitel I

Theoderich der Große: Annäherungen



1 Ravenna, Ende Februar 493

Das Jahr 493 begann schlecht für die Einwohner Ravennas. Die Stadt war von der Außenwelt abgeschnitten. Lebensmittel waren kaum noch aufzutreiben und für viele unerschwinglich geworden; man hatte begonnen, alles zu essen, was sich kauen ließ, selbst Unkraut und Leder. Unterernährung und Krankheiten rafften vor allem Alte und Kinder dahin. Der Grund für diese Not war der Krieg, den die Könige Odovakar und Theoderich um die Herrschaft in Italien gegeneinander führten. Dieser Krieg ging damals bereits in sein viertes Jahr. Odovakar war Theoderich im September 489 bei Verona in einer offenen Feldschlacht unterlegen. Danach hatte er sich nach Ravenna zurückgezogen, weil die Stadt aufgrund ihrer Lage – in einer Lagune, umgeben von Sümpfen – als uneinnehmbar galt.

Eine Gegenoffensive Odovakars scheiterte im August 490, als der König an der Adda bei Mailand erneut in einer offenen Feldschlacht besiegt wurde. Im Juli 491 unternahm er einen Ausbruchsversuch, der



Abb. 1 Plan von Ravenna und Umgebung um 1600, Kupferstich von Francesco Bertelli

ebenfalls erfolglos blieb; seitdem hatten er und seine Leute die Stadt nicht mehr verlassen. Die Belagerung dauerte nun schon mehr als zwei Jahre, und seit August 492 war auch die Versorgung auf dem Seeweg unmöglich geworden, da Theoderich auf der kleinen Insel Porte Leone unweit von Ravenna eine Flotte von leichten Kriegsschiffen, sogenannten Dromonen, stationiert hatte, die den Hafen blockierten. Ein schweres Erdbeben machte alles noch schlimmer. Die Lage der Ravennaten war verzweifelt.¹

Im Februar 493 keimte wieder Hoffnung auf, denn die Kriegsherren hatten begonnen zu verhandeln. Theoderich stellte für die Einstellung der Kampfhandlungen freilich eine Vorbedingung: Odovakar sollte seinen Sohn Thela als Geisel ausliefern; im Gegenzug sicherte Theoderich Odovakar persönliche Unversehrtheit zu. Odovakar ging darauf ein; Thela wurde am 25. Februar ausgeliefert. Einen Tag später zog Theoderich mit seinen Leuten in den Hafenort Classe ein, der nur wenige Kilometer außerhalb der Mauern Ravennas lag. In der Woche darauf folgten intensive Verhandlungen; mehrfach gingen Gesandte zwischen Ravenna und Classe hin und her. Johannes, der katholische

Bischof der Stadt, begab sich gemeinsam mit dem gesamten Klerus unter Psalmengesang, mit Kreuzen, Weihrauchgefäßen und Evangelien nach Classe, wo er sich Theoderich zu Füßen warf und demütig um Frieden bat. Schließlich kam eine Einigung zustande; man verständigte sich darauf, daß Theoderich und Odovakar das Weströmische Reich künftig gemeinsam regieren sollten, und beschwor einen entsprechenden Vertrag. Daraufhin wurden die Tore Ravennas geöffnet; Theoderich betrat die Stadt am 5. März 493.²

Die Ravennaten atmeten auf: Der Krieg war beendet, ihre Stadt wurde wieder mit Lebensmitteln beliefert. In Italien würden künftig zwei Könige einträchtig miteinander regieren, so hoffte man jedenfalls. Theoderich und Odovakar residierten nun beide in Ravenna, wenngleich nicht im selben Palast, und besuchten sich in den folgenden Tagen häufig. Doch der Friede hielt keine zehn Tage, dann wurde Odovakar, der damals 60 Jahre alt war, bei einem Besuch in einem Palast, der «Lauretum» («Lorbeerhain») hieß, nichtsahnend erschlagen. Der Täter war etwa 20 Jahre jünger als sein Opfer; er war kein anderer als Theoderich selbst. Ein byzantinischer Chronist berichtet über den Hergang folgendermaßen: Als Odovakar den Palast betrat, traten zwei von Theoderichs Leuten in der Haltung von Bittflehenden an Odovakar heran und packten ihn an den Händen. Flucht oder Gegenwehr wurden dadurch unmöglich. Daraufhin stürmten mit Schwertern bewaffnete Männer aus den Seitenräumen herein, wagten es aber nicht, Odovakar zu töten. Aus diesem Grund, so fährt der Chronist fort, sei Theoderich selbst herbeigetreten und habe den König mit einem einzigen Schwerthieb getötet, der vom Schlüsselbein bis zur Hüfte gedrungen sei. Odovakar habe noch ausgerufen: «Wo ist Gott?», worauf Theoderich erwidert habe: «Genau das hast auch du meinen Verwandten angetan!». Als Odovakar tot zusammenbrach, habe Theoderich noch hinzugefügt: «Nicht ein Knochen war in diesem Schuft!». ³

Natürlich können wir nicht sicher sein, daß diese Worte tatsächlich so gesprochen wurden; unser Gewährsmann – Johannes der Antiochener – schrieb mehr als ein Jahrhundert nach den Ereignissen; woher er seine Informationen nahm, ist ungewiß. Es ist daher keines-

wegs auszuschließen, daß ein Geschichtsschreiber, der Johannes als Quelle diente, sie frei erfunden hat. Möglich ist aber auch, daß Theoderich selbst die Geschichte verbreitete; so würde sich jedenfalls erklären, weshalb Theoderich dem sterbenden Odovakar vorhält, er selbst habe vorher nicht näher genannten Verwandten Theoderichs Gewalt angetan: Dieser Ausspruch sollte ja den Mord rechtfertigen, denn Rache zu nehmen galt damals als sittliche Pflicht. Außer Zweifel steht jedenfalls, daß Theoderich Odovakar unter Bruch eines Eides mit dem Schwert erschlagen hat. Der Bericht des byzantinischen Chronisten wird durch mehrere voneinander unabhängige Berichte bestätigt, die viel früher, um die Mitte des 6. Jahrhunderts, entstanden sind. Aus diesen Zeugnissen geht auch hervor, daß der Mord an Odovakar nur den Auftakt eines sorgfältig geplanten Massakers an dessen Gefolgsleuten innerhalb und außerhalb Ravennas bildete. Auch Odovakars Bruder Hunwulf, der sich in eine Kirche geflüchtet hatte, weil er dort Asyl zu finden hoffte, wurde beseitigt; um nicht in den geschützten Bereich eindringen zu müssen, schoß man ihn mit Pfeilen nieder. Odovakars Sohn Thela und seine Ehefrau Sunigilda blieben zwar zunächst am Leben, wurden aber später ebenfalls getötet, als Thela, der nach Gallien verbannt worden war, aus dem Gewahrsam entwich, um nach Italien zurückzukehren.⁴

Theoderich hat im März des Jahres 493 keineswegs zum ersten Mal einen Gegner eigenhändig umgebracht. Vielmehr hatte der König schon im Alter von etwa 18 Jahren auf einem Kriegszug, den er selbst anführte, den sarmatischen König Babai bei Singidunum (Belgrad) erschlagen; von diesem Sieg im Jahre 471 an zählte Theoderich später seine Jahre als gotischer König. Im Jahre 482 rammte er Rekitach, einem gotischen Anführer, dessen Gefolgschaft kaum kleiner war als seine eigene, im Vorort Boniphatianae bei Konstantinopel ein Schwert in die Seite, als dieser sich vom Bad zum Bankett begeben wollte. In den Jahren darauf stürzte er sich oftmals an der Spitze seines Heers in den Kampf und tötete dabei mehrfach Feinde mit eigener Hand.⁵

Wer war dieser Theoderich, der 493 die alleinige Herrschaft über Italien und Dalmatien, den verbliebenen Rest des Weströmischen Rei-

ches, errang, indem er Odovakar und dessen Gefolgsleute beseitigte? Der Mann, den wir, dem Sprachgebrauch der lateinischen Quellen folgend, Theoderich nennen, wurde in den frühen 450er Jahren, vielleicht 453, in Pannonien (Ungarn) geboren. Er war der Sohn eines gotischen Königs namens Thiudimir, der aus der Familie der Amaler stammte. Theoderichs Name enthält ein Programm; er lautet im Gotischen *Thiudareiks* und setzt sich zusammen aus *thiuda*, was so viel wie «Volk» bedeutet, und *reiks* (gesprochen: rix), einem Wort, das zwar mit dem lateinischen Wort für König, *rex*, verwandt ist, im Gotischen aber allgemein einen Anführer bezeichnet. Theoderich (*Thiudareiks*) bedeutet also «Herrscher des Volkes». Thiudimir hatte zwei Brüder, die wie er selbst jeweils eine selbständige gotische Kriegergruppe als König anführten; alle drei hatten sich nach dem Tod Attilas von der Herrschaft der Hunnen befreit und dann gegen die Zahlung von Jahrgeldern vertraglich an den römischen Kaiser Leon (457–474) gebunden. Beim Abschluß dieses Vertrages, vermutlich im Jahre 461, wurde Theoderich als Geisel gestellt, weswegen er seine Jugend in der Kaiserstadt am Bosporos verbrachte. Er kehrte erst 471 aus Konstantinopel zu den Goten in Pannonien zurück, unter denen er sich durch den erfolgreichen Kriegszug gegen Babai und dessen Sarmaten sogleich Respekt verschaffte. Als Thiudimir 474 starb, wurde Theoderich von dessen Gefolgschaft als neuer Anführer anerkannt.

Die Goten Thiudimirs hatten Pannonien zu diesem Zeitpunkt bereits verlassen und befanden sich in Makedonien. Auf dem Balkan mußten sie sich in den folgenden Jahren mit einer anderen, in Thrakien (Bulgarien) ansässigen gotischen Kriegergruppe auseinandersetzen, deren Anführer ebenfalls Theoderich hieß; zur Vermeidung von Verwechslungen wird er in der modernen Forschung jedoch meist mit seinem Beinamen Strabon («Schieler») bezeichnet. Beide Theoderiche stützten sich auf Krieger, die mitsamt ihren Familien hauptsächlich von Beute und erpreßten Zahlungen lebten, beide erstrebten die Anerkennung des römischen Kaisers, weil diese mit großen materiellen und ideellen Vorteilen verbunden war. Der Kaiser hingegen versuchte, seine Unabhängigkeit zu sichern, indem er die gotischen Anführer gegeneinander ausspielte. Dieser Machtkampf wurde auf

dem Rücken der römischen Provinzbevölkerung ausgetragen und verlief sehr wechselvoll; aus diesem Grund unterlag die Größe der beiden Kriegergruppen und die Macht ihrer Anführer starken Schwankungen.⁶

Zur Vereinigung der beiden Kriegergruppen kam es erst, nachdem Strabon 481 durch einen unglücklichen Sturz vom Pferd ums Leben gekommen war. Theoderich wurde nun Heermeister (*magister militum*) des römischen Kaisers Zenon (474–491), tötete 484 im Einvernehmen mit diesem Rekitach, den Sohn Strabons, und bekleidete 484 sogar das Amt eines römischen Konsuls, das seinem Inhaber zwar seit langem keine Macht, aber noch immer hohes Prestige einbrachte. Das gute Einvernehmen mit Kaiser Zenon währte indessen nicht lange. Theoderich rebellierte schon bald gegen seinen kaiserlichen Herrn; 487 zog er plündernd bis in die unmittelbare Nähe Konstantinopels, unterbrach sogar eine Wasserleitung, die der Versorgung der Stadt diente. Im Jahr darauf vereinbarten Theoderich und Zenon, daß der König mit seinen Leuten nach Italien ziehen und Odovakar absetzen solle, der dort seit 476 als König regierte. Falls Theoderich dies gelinge, solle er dort herrschen, bis der Kaiser selbst dorthin komme. Als Theoderich Mitte März 493 den Oberkörper Odovakars spaltete, mochte er glauben, dieses Ziel endlich erreicht zu haben. Wenig später ließ er sich in Ravenna von seinen Gefolgsleuten als König akklamieren. Bald darauf wurde die Geschichte verbreitet, das Massaker sei reine Notwehr gewesen, denn Odovakar selbst habe Theoderich nach dem Leben getrachtet.

Diese Geschehnisse verleihen der Gestalt Theoderichs Konturen, auch wenn uns der Einblick in sein Inneres aus Mangel an geeigneten Zeugnissen verwehrt ist. Der König war ein kriegerischer Herrscher, ein «warlord», der selbst in vorderster Reihe mitkämpfte und dabei unter Beweis stellte, daß er es mit jedem Gegner aufnehmen konnte. Dieses Verhalten entsprach den Erwartungen derjenigen, die ihm Gehorsam leisteten, denn für sie war als Anführer nur akzeptabel, wer über Kraft und Geschicklichkeit, über Mut und Ausdauer verfügte, mit einem Wort: wer ein tüchtiger Krieger war. Wie sein Vater Thiudimir erlangte auch Theoderich als erfolgreicher Anführer von Krie-

gern die Stellung eines Königs, und die persönliche Bewährung im Kampf trug wesentlich dazu bei, daß er diese Stellung gegen die Ansprüche anderer verteidigen konnte. Der Wert eines Mannes wurde in der Umwelt, in der Theoderich aufwuchs, vor allem daran gemessen, was er im Kampf zu leisten vermochte. Tapferkeit und Sieg brachten ihm Ehre, Feigheit und Niederlage Schande. Ein katholischer Kleriker namens Ennodius legt Theoderich in einer Rede, die dem Lobe des Königs gewidmet ist, folgende Worte in den Mund, die er angeblich vor Beginn einer Schlacht gegen Odovakar an seine Mutter Ereleuva richtete (*Panegyricus* 43):

«Du weißt, Mutter, die du durch den Ruhm deines Kindes bei allen Völkern bekannt bist, daß du am Tage meiner Geburt glücklich einen Mann zur Welt brachtest: Der Tag ist da, an dem das Schlachtfeld das Geschlecht deines Kindes verkünden soll. Mit Waffen muß ich mich darum bemühen, daß der Glanz meiner Ahnen nicht durch mich verlorengelht. Zu Unrecht berufen wir uns auf die Auszeichnungen der Väter, wenn wir nicht auch durch eigene Taten Unterstützung erhalten. Vor meinen Augen schwebt mein Vater, der nie in der Schlacht ein Spielball des Schicksals wurde, weil er sich selbst ein günstiges Schicksal schuf, indem er mit Stärke seine Erfolge errang.»

Erneut gibt es keine Gewähr dafür, daß Theoderich diese oder ähnliche Worte damals tatsächlich gesprochen hat. Dennoch geben sie den Ehrenkodex, der für den König und seine Krieger Geltung hatte, recht genau wieder. Wer der Unterstützung einer bewaffneten Gefolgschaft gewiß sein wollte, durfte sich nicht auf den Verdiensten der Vorfahren ausruhen, auch wenn er der Sohn eines Königs war; er mußte durch Taten beweisen, daß er ihnen als Krieger mindestens ebenbürtig war. Der Bewährungsdruck, dem die Anführer unterlagen, war besonders hoch, denn natürlich gab es andere, die glaubten, nicht weniger tüchtig zu sein, und nur darauf warteten, daß der König Schwäche zeigte. In Theoderichs Jugend herrschten mindestens vier gotische Könige gleichzeitig im Raum zwischen dem Plattensee und dem Schwarzen Meer. Hören wir noch einmal Ennodius, der Theoderich die Schlacht bei Verona sozusagen im Alleingang gewinnen läßt (*Panegyricus* 45):

«Sogleich zeigte ein Haufen von Erschlagenen den Feinden dein Erscheinen an: Die ungeheure Größe des Gemetzels verkündete den Vollstrecker. Doch jenen fehlt es nicht am gewohnten Ausweg: Sie legten unverzüglich Flügel an, die ihnen die Angst verlieh, und wählten aus Todesfurcht in hastigem Lauf ihren Untergang.»

Die literarische Stilisierung dieses Textes ist evident: Theoderich erscheint im Bilde eines epischen Helden, dessen kriegerische Tüchtigkeit Schlachten entscheidet. Ganz ähnlich hatte schon Homer die Helden Hektor und Achilleus beschrieben. Bemerkenswert ist an der Darstellung des Ennodius vor allem eines: Der katholische Kleriker ging davon aus, daß der König als Held gerühmt werden wollte. Er schilderte Theoderich also deswegen nach epischen Vorbildern, weil auch für diesen ein Ehrenkodex galt, in welchem der Tüchtigkeit als Krieger eine zentrale Bedeutung zukam. Dieser Ehrenkodex erforderte nicht unbedingt, daß man jeden Feind erbarmungslos tötete. Einem bulgarischen König, dessen Namen wir nicht kennen, soll Theoderich das Leben geschenkt haben, nachdem dieser sich, im Kampf besiegt, ergeben hatte. Entscheidend war die Fähigkeit, dem Gegner durch physische Gewalt seinen Willen aufzwingen und Angriffe auf den eigenen Körper abwehren zu können. Das war auch deswegen wichtig, weil die Ehre des Kriegers nicht zuletzt davon abhing, ob er in der Lage war, Gewalt, die anderen, seien es Verwandte oder Gefolgsleute, zugefügt worden war, durch Gegengewalt zu ahnden. Krieger, die außerstande waren, Rache zu üben, büßten rasch ihr Ansehen ein; für Anführer war Rache darum geradezu ein Gebot der Machtsicherung, ja der Selbsterhaltung. Auch in diesem Punkt trifft Ennodius das Selbstverständnis des Königs, erklärt er doch, der Grund für den Krieg gegen Odovakar sei ein Mord an Verwandten Theoderichs gewesen. Die Eroberung Italiens war dieser Darstellung zufolge ein Rachefeldzug.⁷

Betrachtet man Theoderich vor diesem Hintergrund, versteht man besser, weshalb der König es gerne hörte, wenn man ihm nachrühmte, die große Zahl von Leichen habe dem Feind angezeigt, wo er sich nahte: Feinde mit eigener Hand zu töten galt ihm als Ausweis der Befähigung zu herrschen. Darin liegt ein markanter Unterschied gegen-

über den römischen Kaisern seiner Zeit. Gewiß haben Kaiser wie Zenon (474–491), Anastasios (491–518) und Justinian (527–565) Menschen hinrichten, umbringen oder heimlich beseitigen lassen, wann immer sie das für geboten hielten. Sie aber überließen das Töten anderen, und zwar im Krieg wie im Frieden. Der oströmische Kaiser war zwar per definitionem siegreich und allmächtig, aber seine Akzeptanz war nicht davon abhängig, daß er selbst ein tüchtiger Soldat war. Er beauftragte Feldherren mit der Kriegführung gegen die Feinde des Reiches, und er achtete darauf, daß er sich nicht mit dem Blut von Getöteten besudelte. Für Theoderich dagegen war die Fähigkeit, einen Gegner physisch zu vernichten, Teil der Rolle, die er als Herrscher zu spielen hatte, wenn er erfolgreich sein wollte; sie stärkte sein Ansehen unter Freunden und Anhängern und verbreitete Furcht und Schrecken unter seinen Feinden. In dieser Hinsicht gleicht Theoderich anderen barbarischen Herrschern seiner Zeit, nicht zuletzt seinem Opfer Odovakar, der 477 einen gewissen Brachila in Ravenna eigenhändig umgebracht hatte, «um den Römern Schrecken einzuflößen», wie es in einer Quelle heißt. Der burgundische Königssohn Gundobad machte sich in jungen Jahren einen Namen, indem er 472 Kaiser Anthemius den Kopf abschlug. Nachdem er König der Burgunder geworden war, tötete er eigenhändig seine Brüder Chilperich und Godegisel mitsamt Familie. Besonders gewalttätig war der Frankenkönig Chlodwig. Er soll gnadenlos alle umgebracht haben, die ihm irgendwie hätten gefährlich werden können, auch seine nächsten Verwandten. Die fränkischen Könige Sigebert und Ragnachar streckte er selbst mit der Axt nieder; andere Rivalen ließ er durch seine Leute töten. Einem Krieger, der es gewagt hatte, ihn öffentlich zu kritisieren, spaltete Chlodwig vor dem versammelten Heer hinterrücks den Schädel.⁸

Aber der erfolgreiche «warlord» war nur die eine Seite Theoderichs. Wenn der König sich auf nichts anderes verstanden hätte als aufs Kämpfen und Kriegführen, dann hätte es ihm kaum gelingen können, seine Herrschaft in Italien, die er mit Hilfe seines Heeres in einem verheerenden Krieg errungen hatte, auf Dauer zu bewahren. Tatsächlich hat Theoderich nach der Beseitigung Odovakars jedoch mehr als drei Jahrzehnte nahezu unangefochten geherrscht, bis er im Jahre 526 in

Ravenna eines natürlichen Todes starb. Das wäre ohne die Unterstützung der maßgeblichen Kreise in dem Land, das er erobert hatte, nicht möglich gewesen. Um einen Eindruck davon zu gewinnen, wie diese Verwandlung vonstatten ging, versetzen wir uns in die Stadt Rom, wo man im Frühjahr des Jahres 500 auf die Ankunft des Königs wartete. Seit der Beseitigung Odovakars waren damals ziemlich genau sieben Jahre vergangen.

2 Rom, Frühjahr 500

Als Theoderich im Frühjahr 500 nach Rom kam, lag der letzte Aufenthalt eines Herrschers in den Mauern der «ewigen Stadt» schon ein Vierteljahrhundert zurück. Iulius Nepos war hier im Juni 474 zum Kaiser des Weströmischen Reiches erhoben worden, hatte die Stadt aber bald in Richtung Ravenna verlassen. 475 war er von dort nach Salona (Solin) geflüchtet, wo er bis zu seinem Tod im Jahre 480 vergeblich darauf hoffte, als Kaiser in sein Reich zurückkehren zu können. Odovakar hingegen, der seit 476 als König in Italien herrschte, scheint Rom niemals besucht zu haben; er zog es vor, in Ravenna zu residieren, wo ihn 13 Jahre später schließlich auch sein Ende ereilte. Auch Theoderich hielt sich in den ersten Jahren seiner Herrschaft ausschließlich in Oberitalien, überwiegend wohl in Ravenna, auf. Nun aber, im Frühjahr 500, schickte er sich an, der Stadt am Tiber einen Besuch abzustatten, um dort den dreißigsten Jahrestag seines Herrschaftsbeginns zu feiern.

Rom war nach den Katastrophen des 5. Jahrhunderts auf einen Bruchteil seiner früheren Einwohnerzahl geschrumpft, aber noch immer die größte Stadt des westlichen Mittelmeerraums mit einer einzigartigen Ausstattung an Plätzen, Gebäuden und Kunstwerken. Vor allem war Rom nach wie vor die Bühne, auf der sich das öffentliche Leben der reichsten und mächtigsten Männer Italiens abspielte, denn hier tagte noch immer der Senat und hier waren seine Mitglieder an-

sässig. Zugleich aber war Rom der Sitz des Bistums, das unter den katholischen Christen außerhalb des Machtbereichs des Kaisers das höchste Ansehen genoß, und verfügte mit den Gräbern der Apostel Petrus und Paulus über Pilgerstätten von einzigartiger Bedeutung. Kurzum: In Rom warteten die Repräsentanten der beiden wichtigsten Machtfaktoren Italiens auf den König: die Senatoren und der Nachfolger Petri. Der Zeitpunkt für einen solchen Besuch war günstig: In den Jahren zuvor hatte eine Politik Gestalt angenommen, die auf der Kooperation zwischen dem König und den einheimischen Eliten beruhte; Senatoren und Bischöfe stellten sich dem König zur Verfügung und wurden von ihm mit wichtigen Aufgaben betraut. Im Jahre 497 hatte endlich auch der Kaiser im fernen Konstantinopel Theoderich als König in Italien anerkannt. Zu Beginn des Jahres 499 war seine Stellung so sehr gefestigt und sein Ansehen so hoch, daß er von römischen Klerikern und Senatoren als Schiedsrichter angerufen wurde, nachdem es am 22. November 498 zu einer Doppelwahl für die Nachfolge Petri gekommen war. Theoderich übernahm damit eine Rolle, die seit Constantin dem Großen Kaiser gespielt hatten, obwohl er selbst sich zu einer christlichen Konfession bekannte, die aus der Sicht derjenigen, die ihn als Schiedsrichter anriefen, als Irrglaube galt. Theoderich hatte für Papst Symmachus entschieden, weil dieser früher und von einer größeren Anzahl von Personen gewählt worden sei, und der unterlegene Papst Laurentius hatte sich der Entscheidung des Königs gefügt und den Stuhl Petri wieder geräumt. Auf diese Weise war die Gefahr eines Schismas abgewendet und die Einheit der Kirche wiederhergestellt worden. Als Papst Symmachus die katholische Kirche Italiens im März 499 in der Peterskirche zu einer Synode versammelte, riefen die versammelten Kleriker aus vollem Halse nicht weniger als 30 Mal aus: «Höre Christus! Schenke Theoderich ein langes Leben!» (*Exaudi Christe! Theoderico vitam!*).⁹

Ein Jahr später erwarteten die Römer mit Spannung die Ankunft des Königs, der sich mit seinem Gefolge auf der *Via Flaminia* von Ravenna nach Rom begab. Herrscherbesuche bedurften sorgfältiger Vorbereitung, bei der nur wenig dem Zufall überlassen wurde. Im Palast wurden Räumlichkeiten hergerichtet und festlich geschmückt,

Keller und Küche wurden gefüllt. Man benötigte Quartiere für das Gefolge und Stallungen für die Tiere. Auch wenn die Römer schon lange keinen so hohen Besuch mehr gehabt hatten, wußten sie genau, daß viel darauf ankam, wie die erste Begegnung mit einem Herrscher verlief. Der Einzug des Herrschers in eine Stadt war ein Ritual, das viele Stunden in Anspruch nahm; wenn er aus Anlaß eines Jubiläums stattfand, dehnte es sich auf mehrere Tage aus. Da Rom schon seit langem nur noch selten kaiserliche Residenz war, hatte sich dort eine Art Protokoll für den Einzug eines Kaisers, den *adventus Augusti*, entwickelt. Dabei trat die Bevölkerung dem Herrscher nicht als anonyme Masse, sondern als in sich gegliedertes Ganzes entgegen, als Senat und Volk von Rom (*senatus populusque Romanus*), wobei die Senatoren noch einmal in verschiedene Rangklassen, in *illustres*, *spectabiles* und *clarissimi* gegliedert waren. Man inszenierte die soziale Hierarchie und das harmonische Miteinander aller. Dem Herrscher begegnete man mit Devotion und einstudiertem Jubel, aber auch mit Bitten und Forderungen. Ein Herrscher, der Wert auf die Unterstützung seiner Untertanen legte, ließ sich auf dieses Ritual ein, indem er sich als gnädig und wohlthätig erwies.

Tatsächlich folgte der Einzug Theoderichs in seinem Ablauf mit wenigen, aber bedeutungsvollen Ausnahmen einem Programm, dem schon die Besuche römischer Kaiser in der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts gefolgt waren. Papst Symmachus, der gesamte Senat und eine Volksmenge zogen dem König bis weit vor die Stadt entgegen und holten ihn unter lautstarken Ausrufen der Freude ein. So hatte man christliche Kaiser stets empfangen. Nun aber führte kein Senator, sondern der Papst das Empfangskomitee an; diese Programmänderung akzentuierte die gestiegene Bedeutung der religiösen Führung. Noch bevor Theoderich die Stadt über die Hadrianische Brücke betrat, kehrte er in die von Constantin dem Großen gestiftete Basilika auf dem Vatikan ein und erwies dem Grab des Apostels Petrus seine Verehrung. Das hatten auch christliche Kaiser des 5. Jahrhunderts getan, wenngleich sie den Besuch St. Peters nicht vor, sondern erst nach dem Einzug in Rom vollzogen hatten. Daß Theoderich es ihnen gleichtat, war eine wohlkalkulierte Geste, die um so höher gewertet

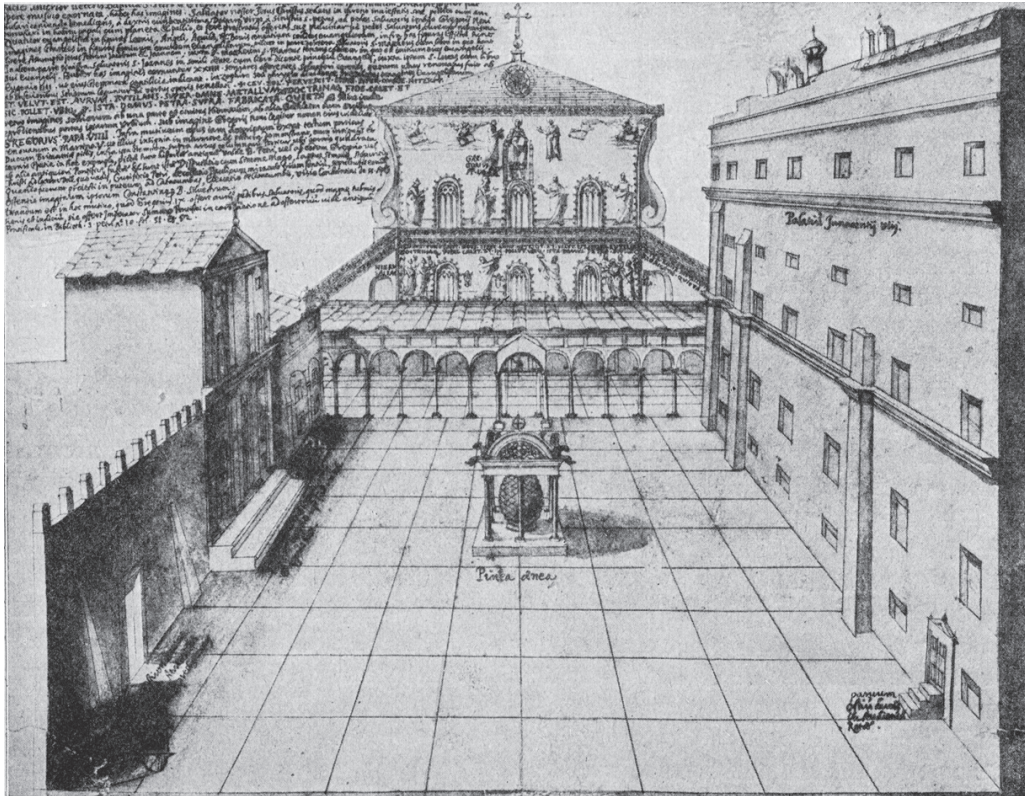


Abb. 2 Alt-Sankt-Peter im Jahre 1611 (Zeichnung von Domenico Tasselli):
Der Betrachter betritt das Atrium und erblickt die Eingangshalle.

wurde, als die Glaubensgemeinschaft, der er angehörte, Symmachus gar nicht als römischen Bischof und Nachfolger Petri anerkannte.

Der Weg des Königs führte auf einer vorher vereinbarten Route auf das Forum Romanum; er durchschritt die Triumphbögen der Kaiser Constantin und Titus, passierte auf der *Via Sacra* Basiliken, Tempel und zahllose Statuen und gelangte schließlich zum Senatsgebäude, zur *Curia*, wo ein namentlich unbekannter Senator eine Lobrede auf den hohen Gast hielt. Anschließend begab sich Theoderich an einen nahe gelegenen Ort namens *Ad Palmam* und hielt dort eine Ansprache an das römische Volk. Auch diese Ansprache, *adlocutio* genannt, war ein Teil des traditionellen Empfangszeremoniells, wie es seit alters bei Rom-Besuchen römischer Kaiser zur Anwendung gekommen war. Theoderich, der bei dieser Gelegenheit lateinisch sprach, um von seinen Zuhörern verstanden zu werden, legte das feierliche Verspre-

chen ab, alles unverbrüchlich zu bewahren, was römische Herrscher der Vergangenheit (*retro principes Romani*) angeordnet hätten. Und der König machte keineswegs nur vage Versprechungen, sondern verkündete auch konkrete Zusagen, insbesondere für die Lebensmittelversorgung der kleinen Leute, auf die noch einzugehen sein wird.

Als Theoderich seine Ansprache hielt, befand sich unter den Zuhörern zufällig ein katholischer Kleriker namens Fulgentius, der vor der Verfolgung durch den Vandalenkönig Thrasamund nach Italien geflüchtet war, wo Katholiken anders als in Nordafrika nichts zu befürchten hatten. Sein Biograph hebt die festliche Stimmung hervor, die damals in der ganzen Stadt geherrscht habe; Senat und Volk seien voller Freude über die Anwesenheit des Königs Theoderich gewesen. Bei Theoderichs Ansprache habe er die nach Rangklassen geordneten Senatoren «im Schmuck feiner Abstufungen» gesehen und die Akklamationen eines «freien Volkes» (*liber populus*) gehört. Fulgentius habe sich jedoch vom glanzvollen Pomp dieser Welt, so versichert sein Biograph, nicht beeindrucken lassen und gegenüber ebenfalls anwesenden Brüdern erklärt, wenn schon das irdische Rom in solchem Glanz erstrahle, wie herrlich müsse dann erst das himmlische Jerusalem sein!¹⁰

Fulgentius wird hier von seinem Biographen unfreiwillig zum Zeugen für die emotionale Wirkung eines profanen Rituals gemacht. Dabei hatte er den Höhepunkt des Festprogramms noch gar nicht erlebt, als er sich so äußerte (wenn der Ausspruch nicht frei erfunden ist), und man darf zweifeln, ob er als Kleriker am folgenden Teil des Programms überhaupt teilnahm. Denn nach dem Besuch im Senatsgebäude und der Ansprache auf dem Platz *Ad Palmam* erreichte das Zeremoniell seine dritte Phase, die dem Programm eines Triumphzugs angeglichen war. Theoderich bezog zunächst unter dem Jubel des römischen Volkes den seit 475 verwaisten Palast auf dem Palatin, wo jahrhundertlang römische Kaiser gewohnt hatten. Für die kommenden sechs Monate sollte hier nun wieder ein Herrscher residieren. Anschließend veranstaltete der König im *Circus Maximus* Wagenrennen, die nach wie vor die Massen anzogen, auch wenn die Bevölkerung Roms nicht mehr groß genug war, um alle Ränge zu füllen. Wir

dürfen uns Theoderich in der Loge vorstellen, in der einst Kaiser Platz genommen hatten. Das Spektakel dauerte von morgens bis abends, denn es wurden mindestens 24 Rennen gefahren. Ob Theoderich im Rahmen des Einzugszeremoniells auch die beliebten Kämpfe von Menschen gegen wilde Tiere (*venationes*) veranstaltet hat, ist hingegen fraglich. Zwar richteten Senatoren während der gesamten Regierungszeit Theoderichs im *Amphitheatrum Flavium* – seit dem hohen Mittelalter meist Colosseum genannt – Tierhetzen aus, der König selbst aber machte aus seiner Abneigung gegen diese Art von Volksbelustigung keinen Hehl; vielleicht hat er diesen Programmpunkt daher gestrichen.¹¹

Im Ablauf dieses komplexen Rituals spiegelt sich ein Konzept von Herrschaft, das auf der Kooperation zwischen dem gotischen König mit dem römischen Bischof und dem römischen Senat beruht. Theoderich spielte die Rolle, die vor ihm römische Kaiser gespielt hatten, indem er zunächst dem Papst als Nachfolger Petri, dann den Senatoren und dem Volk von Rom an verschiedenen Orten auf eine Weise begegnete, die deren hochgespannten Erwartungen entsprach: in St. Peter, in der *Curia*, auf dem *Forum Romanum*, im *Circus Maximus* und vielleicht auch im *Amphitheatrum Flavium*. In diesem Ritual, an dem alle Einwohner Roms irgendwie beteiligt waren, wurde die Eintracht zwischen Theoderich und seinen römischen Untertanen auf eine Art und Weise inszeniert, die römischer Tradition vollkommen entsprach.

Das gute Einvernehmen zwischen Theoderich und den Römern wäre freilich von kurzer Dauer gewesen, wenn er sie mit symbolischen Gesten und ephemeren Gunsterweisen abgespeist hätte. Das war jedoch nicht der Fall. Einzelne Senatoren zeichnete er durch die Verleihung von Ämtern und Würden aus. So erhielt der Senator Liborius, der Theoderich lange Jahre als Leiter der wichtigsten zivilen Behörde, der Prätoriumspräfektur, gedient hatte und nun aus dem Amt schied, bei dieser Gelegenheit den höchsten Rang, den ein Untertan überhaupt innehaben konnte, denjenigen eines *patricius*. An seine Stelle trat mit Theodorus ein Sproß der mächtigsten stadtrömischen Familie, der Decii. Vor allem aber gewährte Theoderich den Römern

dauerhafte Zuwendungen materieller Art. So ließ er aus der Staatskasse (*aerarium publicum*) 120 000 Scheffel (etwa 1 000 000 Liter) Getreide jährlich für die Versorgung des einfachen Volkes und der Armen bereitstellen. Etwa ein Siebtel davon war zur Verteilung an die Bettler bestimmt, die sich tagtäglich um die Peterskirche sammelten. Diese Maßnahme verringerte die Anfälligkeit der Lebensmittelversorgung für wetter- und klimabedingte Störungen und die Abhängigkeit kleiner Leute von der Wohltätigkeit einzelner Senatoren. Wahrscheinlich sollte auch die Verteilung von Fleisch in Zukunft durch die Staatskasse subventioniert werden. Dagegen sollten die Mittel der Weinkasse (*arca vinaria*) in Zukunft für die Reparatur des Palastes und der Stadtmauern verwendet werden. Die Senatoren schließlich wurden bei der kostspieligen Ausrichtung von Spielen entlastet, da die Staatskasse auch dafür jährliche Mittel bereitstellte. Diese Förderung schloß auch die Veranstaltung von Tierhetzen ein. Es waren wohl vor allem diese Leistungen, die Theoderich bei den Römern den Beinamen eines neuen Trajan eintrugen, eines Kaisers (98–117), der mehr für die Stadt Rom getan hatte als alle anderen. Wie wichtig sie den Römern waren, zeigt nichts deutlicher als die Tatsache, daß der König förmlich darum gebeten wurde, die Versprechungen, die er dem Volk bei seiner Ansprache *Ad Palmam* gemacht hatte, auf eine Erztafel schreiben und diese öffentlich aufstellen zu lassen. Und so geschah es dann auch.¹²

Theoderich begegnete den Römern im Jahre 500 wie ein römischer Kaiser. Senat und Volk von Rom erwiesen ihm dafür die schuldige Dankbarkeit. Als sichtbares und dauerhaftes Zeichen ließ der Senat ein vergoldetes Standbild des Königs errichten. Der Senator Cassiodor pries das Verhalten des Königs rückblickend in hohen Tönen:

«In diesem Jahr kam unser Herr und König Theoderich nach Rom, verlangt von den Wünschen aller. Er behandelte seinen Senat mit staunenswerter Leutseligkeit und machte dem römischen Volk Lebensmittelzuteilungen zum Geschenk; zudem kam er den bewunderungswürdigen Mauern mit einer jährlichen Geldsumme zu Hilfe.»¹³

Liest man diese Lobeshymne, so scheint die Verwandlung des kriegerischen Königs, der sieben Jahre zuvor Odovakar eigenhändig erschlagen hatte, in den Nachfolger römischer Kaiser vollkommen zu sein. Aber dieser Anschein trügt. Obwohl unsere Quellen das gotische Gefolge des Königs nahezu völlig ausblenden, können wir noch erkennen, daß Theoderich in Rom als ein gotischer König einzog, dessen Macht keineswegs allein auf der Unterstützung durch römische Eliten beruhte. Auch während seines Rom-Besuchs blieb die kriegerische und nichtrömische Seite Theoderichs erkennbar. Das begann bereits beim offiziellen Anlaß des Rom-Besuchs, dem dreißigjährigen Jubiläum des Herrschaftsantritts, das gemäß römischer Tradition *Tricennalia* genannt wurde. Denn in Italien herrschte Theoderich damals ja keine 30, sondern lediglich sieben Jahre. Die Zählung seiner Herrscherjahre begann mit dem Sieg über den sarmatischen König Babai, lange vor der Ankunft in Italien, in einer Zeit, als Theoderich bloß einer unter mehreren Anführern gotischer Kriegergruppen auf dem Balkan gewesen war. Die *Tricennalia* Theoderichs wären nach römischer Rechnung im Jahre 500 noch lange nicht fällig gewesen; ihre Feier zu diesem Datum war nur aus der Tradition des Kriegerverbands zu begründen, mit dem der König Italien erobert hatte. In die sechs Monate, die Theoderich in Rom verbrachte, fiel zudem eine dynastische Heirat: Theoderich gab dem Vandalenkönig Thrasamund, vor dem Fulgentius nach Italien geflohen war, seine Schwester Amalafrida zur Frau. Leider sind wir über die Umstände nur sehr unzureichend unterrichtet. Wie es scheint, bat Thrasamund durch eine Gesandtschaft um die Hand Amalafridas; Theoderich stimmte zu und schickte seine Schwester mit einem starken militärischen Gefolge – nicht weniger als 1000 Leibwächtern und 5000 Knechten – nach Nordafrika. Auch wenn die Hochzeit anscheinend in Karthago gefeiert wurde, muß die vandalische Gesandtschaft in Rom Aufsehen erregt haben, denn durch diese Ehe entstand eine familiäre Verbindung Theoderichs mit einem Enkel Geiserichs, jenes Königs, der dem Weströmischen Reich zugesetzt hatte wie kaum ein anderer. Geiserich hatte Rom im Mai 455 eingenommen und 14 Tage lang plündern lassen. So römisch sich Theoderich in Rom auch gerieren mochte, seine

Verwandtschaft entstammte den Familien barbarischer Könige: Er selbst war seit geraumer Zeit mit Audeflada, einer Schwester des fränkischen Königs Chlodwig, verheiratet. Von seinen beiden Töchtern aus erster Ehe hatte er die eine – Ostrogotho – dem Burgunderkönig Sigismund zur Frau gegeben, die andere – Thiudigotho – dem westgotischen König Alarich, einem Nachfolger und Namensvetter jenes Königs, der Rom, das acht Jahrhunderte lang jedem Feind getrotzt hatte, am 24. August des Jahres 410 erobert und für drei Tage zur Plünderung freigegeben hatte. Der Tag seines Abzugs war in Rom noch Jahrzehnte später gefeiert worden, das traumatische Ereignis auch zur Zeit Theoderichs unvergessen.¹⁴

Das gotische Gefolge Theoderichs taucht in den Berichten über den Rom-Besuch nur ein einziges Mal auf, aber das sagt nichts über seine tatsächliche Sichtbarkeit und Bedeutung. Für die Römer müssen die Goten im Umfeld des Königs unübersehbar gewesen sein. Wenn Theoderich die Kommunion erhalten wollte, konnte er sich nicht in eine der vielen Kirchen begeben, die dem römischen Bischof unterstanden. Er mußte eine der wenigen Kirchen aufsuchen, in denen Geistliche seiner Glaubensrichtung die Messe zelebrieren durften. Vermutlich begab er sich dann, umgeben von seinen Glaubensgenossen, vom Palast auf dem Palatin in das damals *ecclesia Gothorum* («Kirche der Goten»), heute Sant'Agata dei Goti genannte Gotteshaus in der Subura, dessen Apsis-Mosaik der 472 verstorbene Heermeister Rikimer gestiftet hatte. Der König selbst lenkte die Aufmerksamkeit auf sein Gefolge, indem er einem gewissen Odoin, der zu seinem Hof gehörte, im Sessorianischen Palast bei der Kirche Santa Croce in Gerusalemme den Prozeß machte und ihn zum Tod durch Enthaupten verurteilte. Odoin wurde vorgeworfen, einen Anschlag auf Theoderich geplant zu haben. Was dahintersteckte, können wir nicht mehr feststellen. Bemerkenswert ist in jedem Fall, daß Theoderich Odoin nach römischer Art in einem Prozeß zum Tod durch Enthaupten verurteilte und die Vollstreckung des Urteils anderen überließ. Auch in dieser Hinsicht handelte der König nach der Maxime: *When in Rome, do as the Romans do.*¹⁵

Daß Theoderich eben kein Kaiser war, lehrte aber auch der bloße



Abb. 3 Medaillon von Morro d'Alba, Vorderseite

Augenschein. Zwar verwendete der König durchaus Insignien seiner königlichen Stellung, die teilweise auch von römischen Kaisern verwendet wurden, insbesondere trug er bei zeremoniellen Anlässen purpurfarbene, mit Edelsteinen verzierte Gewänder. Aber Theoderich verzichtete auf das kaiserliche Abzeichen schlechthin, das Diadem, ein mit einem oder mehreren Juwelen geschmücktes Stirnband. Ennodius beschreibt sein Aussehen im Jahre 507 folgendermaßen (*Panegyricus* 90–91):

«Es ist die hochgewachsene Statur, die dich als Herrscher ausweist. Der Schnee deiner Wangen paßt zu ihrer Röte, frühlingshaft leuchten deine Augen in stetiger Klarheit. Deine Hände sind würdig, den Widersachern Verderben, den Untergebenen die erhofften Ehren zu bringen. Niemand soll zur Unzeit sich seiner Haartracht rühmen, denn was bei anderen Herrschern Diademe ausmachen, hat bei meinem König mit Gottes Hilfe die Natur gewirkt.»

Daß wir dieses recht undeutliche Bild schärfer zu fassen vermögen, verdanken wir einem einzigartigen Fund, einer Goldmünze, die 1894 bei Feldarbeiten in einem Grab bei Morro d'Alba in der Provinz Ancona gefunden wurde. Die zu einer Scheibenfibel umgearbeitete Münze im Gewicht und Wert dreier Goldstücke (*solidi*) trägt auf der Vorderseite das einzige zeitgenössische Bild Theoderichs, das sicher identifiziert werden kann. Wahrscheinlich wurde dieses Medaillon im

selben Jahr geprägt, in welchem Theoderich Rom besuchte, vielleicht sogar in Rom selbst, um an dessen Gefolge verteilt zu werden. Im Imperium Romanum waren solche Geschenke (*donativa*) in Form von Edelmetall seit langem üblich, und Theoderich setzte auch diese Tradition fort. Theoderich ließ sonst jedoch stets das Bild des Kaisers auf die in seinem Reich geprägten Münzen setzen. Bei einer Sonderprägung, die für einen einmaligen Anlaß und einen fest umrissenen Kreis treuer Diener bestimmt war, konnte er von dieser Regel abweichen.

Auf der Vorderseite sieht man den König in Frontalansicht; er trägt einen Brustpanzer und darüber einen Mantel (*paludamentum*), der auf der rechten Seite durch eine Fibel zusammengehalten wird. Die rechte Hand ist im Gestus der Rede (*adlocutio*) erhoben, die linke hält auf einer Erdkugel eine kleine Siegesgöttin (*victoria*), die dem König einen Kranz darreicht. Die Umschrift lautet: *rex Theodericus, pius princ(eps) i(nvictu)s* – «König Theoderich, frommer und unbesiegter Fürst». Auf der Rückseite erscheint noch einmal die Siegesgöttin, umgeben von der Legende *victor gentium* – «Sieger über die Völker». Auf den ersten Blick scheint die Bildsprache durch und durch römisch zu sein. Brustpanzer und Feldherrnmantel, der Gestus der Ansprache, die Erdkugel, die Siegesgöttin – all das kannte man von Münzen römischer Kaiser. Dennoch gab sich Theoderich nicht nur durch seine Titulatur als ein poströmischer Herrscher zu erkennen, denn römische Kaiser ließen ihr Haupthaar nicht über die Ohren hinab wachsen. Auch seine Barttracht wich vom Erscheinungsbild römischer Kaiser ab, die meist entweder bartlos oder mit Vollbart dargestellt wurden. Theoderich dagegen trug einen Oberlippenbart wie sein Opfer Odo-vakar.¹⁶

3 Vom Warlord zum Herrscher über Goten und Römer?

Die geschilderten Episoden bilden einen markanten Kontrast: hier der gotische «warlord», dort der Herrscher über Goten und Römer. Dieser Kontrast verweist auf eine Spannung, die das gesamte Leben Theoderichs durchzieht. Die Fragen, die sich daraus ergeben, bilden den Gegenstand des vorliegenden Buchs: Wie vollzog sich diese Wandlung und wie tiefgreifend war sie? Woher stammten Theoderich und seine Gefolgsleute? Wie kamen sie nach Italien? Ebenso dringlich ist das Problem, wie es diesem gotischen Heerführer gelang, in Italien, der Keimzelle des Imperium Romanum, eine Herrschaft über Goten und Römer zu errichten, die volle drei Jahrzehnte stabil blieb und bei seinem Tod im Jahre 526 auf seinen minderjährigen Enkel Athalarich übertragen werden konnte: Weshalb waren die einheimischen Eliten, die Senatoren, die städtischen Notabeln und die Bischöfe, bereit, den Eroberer als Herrscher zu akzeptieren? Wie gestaltete sich die Koexistenz zwischen dem gotischen Kriegerverband, der mit Theoderich nach Italien gekommen war, und den neuen, römischen Untertanen des Königs? Welche Auswirkungen hatte seine Regierung auf Goten und Römer? Schließlich ist auch der Frage nicht auszuweichen, was Theoderich gewollt und was er erreicht hat: Besaß der König so etwas wie ein politisches Konzept? In welchen Bereichen wollte er gestalten, und welche Mittel setzte er dafür ein?

Die moderne Forschung deutet die Herrschaft Theoderichs in Italien bis heute überwiegend als nahezu bruchlose Fortsetzung römischer Traditionen. Dieser Ansatz geht auf Theodor Mommsen zurück, der meinte, Theoderich habe in Italien als eine Art Statthalter des oströmischen Kaisers geherrscht; als Träger dieses Amtes habe er den Titel *patricius* geführt. Eine ähnliche Perspektive nahm auch der Althistoriker Wilhelm Ensslin ein, der 1947 die bis heute maßgebliche Biographie Theoderichs vorlegte. Für Ensslin war Theoderich «*der letzte der Germanen, der, vom Geiste Roms berührt, germanische Volks-*

kraft und sich selbst für die alte Römerwelt eingesetzt» habe; der König sei zwar «*Germane gewesen und trotz allem in seinem innersten Wesen geblieben*», aber seine Politik habe darauf gezielt, den römischen Staat und die römische Kultur zu erhalten; er habe «*nicht Neugründer des Staates*», sondern «*Erhalter eines alten Erbes*» sein wollen. Auch die Deutung des Mediävisten Herwig Wolfram, die durch dessen 1979 erstmals erschienene, seitdem mehrfach neu aufgelegte «Ethnographie» der Goten große Verbreitung erlangt hat, beruht auf staatsrechtlichen Kategorien. Freilich versteht Wolfram das Königtum Theoderichs im Gegensatz zu Mommsen und Ensslin als eine Synthese aus römischen und nichtrömischen («gentilen») Komponenten, eine Schöpfung *sui generis*. Gleichwohl hält auch Wolfram die römischen Strukturen und Elemente im italischen Reich Theoderichs für dominant; es stehe in ungebrochener Kontinuität zum Reich Odovakars und der weströmischen Kaiser. In jüngster Zeit hat die «römische» Deutung Theoderichs eine extreme Zuspitzung erfahren in der These, Theoderich sei in Italien geradezu weströmischer Kaiser gewesen. Dieser Deutung zufolge stellte Theoderich das Römische Reich im Westen wieder her und regierte es als *princeps Romanus*. Das vorliegende Buch verfolgt einen anderen Ansatz. Es geht von der Überzeugung aus, daß die Bereitschaft, einen Herrscher wie Theoderich zu akzeptieren, nicht aus einer wie auch immer gearteten Vorstellung von Legitimität abgeleitet werden kann. Der Untertanenverband, über den Theoderich als König in Italien gebot, war durch ein hohes Maß an sozialer Ungleichheit und zugleich durch große kulturelle, religiöse und ethnische Vielfalt gekennzeichnet: gotische Krieger und römische Senatoren, städtische Notabeln, Handwerker und Kaufleute, Bauern und Hirten, Kolonen und Sklaven, Bischöfe und Kleriker zweier christlicher Konfessionen, aber auch jüdische Gemeinden. Die Frage, weshalb Theoderich als Herrscher akzeptiert, warum er unterstützt oder zumindest geduldet wurde, stellt sich für jede dieser Gruppen anders.

Ein zweiter Grundzug zeichnet das Bild Theoderichs in der modernen Forschung bis heute aus: Seine Herrschaft wird in der Regel sehr positiv beurteilt. Ensslin rühmte Theoderich nach, er sei «*mit all den*

Eigenschaften eines wahren Königs ausgestattet» gewesen; er habe nach außen eine auf die Absicherung des Erreichten gerichtete, friedliche Politik verfolgt und im Inneren zum Segen seiner Untertanen gewirkt. Er habe eine Wirtschaftspolitik zugunsten der «produktiven Klassen» betrieben, das schwierige «Neben- und Füreinander» von gotischen Kriegern und römischen Zivilisten gemeistert und großartige Bauten gestiftet. Seine Herrschaft sei darum für Italien eine «goldene Zeit» gewesen. Ähnliche Wertungen begegnen bis heute häufig. Wolfram spricht von einer «*Politik des Ausgleichs zwischen Römern und Goten, Katholiken und Arianern, lateinischer und barbarischer Kultur*»; er lobt den König für eine «vernünftige» Wirtschaftspolitik, für eine «Modernisierung des römischen Kaiserrechts» und für eine «intensive, obgleich restaurative Bautätigkeit». Andere schreiben Theoderich geradezu das Projekt einer multikulturellen Gesellschaft zu. Die jüngste Monographie über Theoderich übersetzt die Lobeshymnen, die Zeitgenossen auf Theoderich singen, ohne jede Kritik in moderne Wissenschaftsprosa: Theoderich investierte demnach enorme Summen in den Wiederaufbau italischer und gallischer Städte und führte dadurch eine ökonomische und kulturelle Blüte herbei, die erst durch die Reconquista Justinians brutal geknickt worden sei. Auch in dieser Hinsicht wird das vorliegende Buch eine andere Geschichte erzählen.¹⁷

Kapitel II

Theoderich im Spiegel zeitgenössischer Quellen



1 Spiegel oder Zerrspiegel?

Literatur als historische Quelle

Vergangenheit ist das, was nicht mehr existiert. Erkennbar ist sie darum nur, insoweit sie Spuren hinterlassen hat; geschichtliche Erkenntnis ist Spurensuche. Finden kann allerdings nur, wer eine Vorstellung davon hat, was er sucht; nur wer Fragen stellt, erhält auch Antworten. Darum macht erst die historische Frage aus Spuren des Vergangenen Quellen historischer Erkenntnis. Freilich muß noch etwas hinzukommen: Die Interpretation der Quellen muß bestimmten Regeln genügen, wenn sie Verbindlichkeit beanspruchen will. Diese Regeln ergeben sich aus der Eigenart des Materials, das als Quelle dient: Das können Artefakte sein wie Gebäude, Gräber oder Werkzeuge oder Texte der verschiedensten Gattungen, von Grabinschriften über Verkaufsurkunden bis hin zu Werken der Geschichtsschreibung. Rechtsformen und Rechtsbräuche, Wortfelder, Personen- und Ortsnamen, Stadtpläne und Bildmotive, alles kann zur Quelle werden, wenn es sich im Hinblick auf eine bestimmte Frage interpretieren läßt. So unterschiedlich das Material auch sein mag, immer setzt eine

sachgemäße Interpretation voraus, daß man sich den Kontext vergegenwärtigt, in welchem es entstanden ist. Man fragt, wer die Spuren hinterlassen hat, warum er es getan hat und wie er es getan hat. Es geht dabei um Intentionen und Funktionen, um Zwecke, Mittel und Bedeutungen.

Diese Feststellungen gelten für die Beschäftigung mit jeder Vergangenheit, gleich wie nah oder fern. Wer sich nun allerdings mit Vergangenheiten beschäftigt, deren Spuren aus unserer Alltagswelt ganz oder weitgehend verschwunden sind – und dazu gehört Theoderich zweifelsohne –, sieht sich mit besonderen Schwierigkeiten konfrontiert, denn die Quellen, die uns für eine Rekonstruktion seiner Gestalt und seiner Zeit zur Verfügung stehen, gehören in Kontexte, die uns nicht mehr vertraut sind.

In diesem Zusammenhang spielen Zeugnisse in sprachlicher Form eine herausragende Rolle, denn für Theoderich und seine Goten sind mehr Schriftquellen überliefert als für jede andere Herrschaftsbildung seiner Zeit, wenn man vom Imperium Romanum einmal absieht. Unter den Schriftquellen wiederum nehmen Texte nach Umfang und Aussagekraft den ersten Rang ein, die im Sinne der Zeit als Literatur anzusprechen sind. Es handelt sich also um sprachliche Kunstwerke, die durch formale Konventionen, aber auch durch den individuellen Gestaltungswillen der Autoren geprägt sind. Beim Schreiben von Briefen und Entwerfen von Reden, aber auch bei der erzählenden Darstellung vergangener Ereignisse und der Beschreibung fremder Völker orientierte man sich an Vorbildern, die als zeitlos gültige Muster galten, auch wenn sie viele Jahrhunderte früher, in vorchristlicher Zeit, entstanden waren. Historiographie, Epistolographie und Rhetorik wurden als literarische Gattungen betrachtet, die durch eine lange Tradition definiert waren; wer Anspruch auf Bildung erhob, versuchte daher, den Erwartungen zu entsprechen, welche die Adressaten solcher Texte hegten.

Daß literarische Quellen nur unter genauer Berücksichtigung ihrer Produktions- und Rezeptionsbedingungen angemessen verstanden werden können, zeigt sich besonders deutlich beim «Panegyricus» des katholischen Klerikers Ennodius, dem wir bereits mehrfach begeg-

net sind. «Panegyricus» bedeutet dem Wortsinne nach «Festrede», doch wurden in der Spätantike auch Lobreden so bezeichnet, die nicht bei einem festlichen Anlaß vorgetragen, sondern nur schriftlich verbreitet wurden. Wenn der Theoderich-Panegyricus vorgetragen wurde, wie die Überschrift besagt – *«Im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes beginnt die Lobrede auf den allergnädigsten König Theoderich, gehalten von Ennodius, einem Diener Gottes»* –, so können wir den Anlaß und zeremoniellen Rahmen nicht näher bestimmen. Geschrieben wurde er jedenfalls im Jahre 507, wohl in dessen erster Hälfte.

Ennodius beschreibt Theoderich in dieser Lobrede als einen gebildeten Herrscher, der sich die römische Kultur angeeignet hat. Er ist ein Christ, der den höchsten Gott verehrt. Er hat es nicht nötig, das Diadem eines Kaisers zu tragen, denn er ist jedem anderen Herrscher auch ohne diese Insignie ebenbürtig, zumal er aus der königlichen Familie der Amaler stammt. Er hat Italien von dem Tyrannen Odovakar befreit und dem Land dadurch die Freiheit (*libertas*) zurückgegeben; nun herrscht er als König von Gottes Gnaden über Römer und Goten. Ennodius zeichnet Theoderich als unwiderstehlichen Recken und stets siegreichen König, der selbst Alexander den Großen übertrifft – die Beschreibung seiner Heldentaten nimmt den größten Teil der Rede ein. Seitdem er in Italien herrscht, überläßt er die Durchführung militärischer Operationen freilich gotischen Generälen, denen er im Geiste jedoch immer präsent ist. Mit Hilfe seiner Goten schützt Theoderich Italien vor allen äußeren Bedrohungen und sichert dem Land dadurch den Frieden, ja er stellt sogar seine alten Grenzen wieder her, indem er die Stadt Sirmium an der Donau zurückerobert, die früher zum Westreich gehört habe. In seinem Reich herrscht das in Gesetzen niedergelegte Recht – ein Zustand, der als *civilitas* bezeichnet wird –, und diesem Recht fügen sich auch die Goten. Denn Theoderich besitzt nach Ennodius auch alle Tugenden, die ein Herrscher im Frieden braucht: Er ist weise, gerecht und freigebig; er betraut nur diejenigen mit Ämtern, die es auch verdienen, und er belohnt diejenigen, die Lobreden auf ihn halten. Unter seiner Herrschaft herrscht allgemeiner Wohlstand; die in Ruinen liegenden Städte Italiens erstehen

zu neuem Glanz; Rom wird wieder jung. Ein neues goldenes Zeitalter (*aureum saeculum*) ist angebrochen!¹

Es versteht sich von selbst, daß diese Aussagen nicht für bare Münze zu nehmen sind. Es wimmelt geradezu von Gemeinplätzen, die sich so oder so ähnlich in zahllosen Lobreden finden, die auf römische Kaiser gehalten wurden. Das hätte einen zeitgenössischen Rezipienten weder überrascht noch verdrossen: Es gehörte zu den Regeln, denen jeder sich unterwarf, der eine Rede zum Lobe des Herrschers verfaßte, daß grundsätzlich und immer nur Positives geäußert wurde. Doch beschränkten sich die Konventionen, die für diese Gattung galten, nicht auf das Verbot offener Kritik. Auch ein sorgfältiges Abwägen oder maßvolles Urteilen widersprach den Erwartungen, die an die Verfasser von Lobreden gerichtet wurden. Vor allem aber hatte sich ein großer Fundus an Themen, Motiven und Argumenten angesammelt, die immer wieder variiert wurden, wenn man einen Herrscher lobte. Diese gattungsspezifische Topik umriß zugleich ein Herrscherideal, das jedoch im einzelnen keineswegs festgelegt, sondern innerhalb gewisser Grenzen durchaus variabel war. Eine Rede wie der Theoderich-Panegyricus war darum keine bloße Reproduktion irgendwelcher Vorgaben oder Vorschriften, sondern eine Interpretation seines Königtums aus der Sicht einer bestimmten Person oder Personengruppe; man orientierte sich dabei zwar an der Selbstdarstellung des Herrschers, formulierte zugleich aber auch eigene Werte und Ansprüche, wenngleich in einer indirekten und abstrakten Art und Weise.

Im Fall des Panegyricus auf Theoderich war die kulturelle und soziale Kluft zwischen dem Verfasser der Lobrede und dem Gelobten nicht leicht zu überbrücken. Ennodius war erst 15 oder 16 Jahre alt, als Theoderich nach Italien kam; er wurde 473 oder 474 in Südgallien, vermutlich in Arles, geboren. Er stammte aus einer senatorischen Familie und war zeitlebens stolz darauf. Früh verwaist, wuchs er bei einer Schwester auf; nach deren Tod fand er Aufnahme in einer wohlhabenden Familie Liguriens. Spätestens 495 trat Ennodius in den geistlichen Stand ein. Er gehörte zunächst dem Klerus des Bischofs Epiphanius von Pavia an, dessen Vita er später schreiben sollte. Nach einigen Jahren, vor 499, wechselte er zum Klerus Mailands, dem er bis

etwa 513/15 angehörte. In seiner Mailänder Zeit verfaßte Ennodius ein umfangreiches literarisches Oeuvre, das zum Großteil erhalten geblieben ist. Es umfaßt neben dem Theoderich-Panegyricus und der Vita des Mailänder Bischofs Epiphanius acht weitere Schriften vermischten Inhalts, 28 überwiegend für den Schulgebrauch bestimmte Reden, 297 Briefe und 172 Gedichte teils geistlichen, teils weltlichen Charakters. Im sogenannten Laurentianischen Schisma ergriff Ennodius Partei für Papst Symmachus, den er auch durch eine Streitschrift gegen dessen Gegner unterstützte; er gehörte zu denen, die jubeln konnten, als Theoderich im Jahre 506 den «Gegenpapst» Laurentius absetzen ließ. Zwischen Ende 513 und Sommer 515 wurde Ennodius zum Bischof von Pavia geweiht; dieses Amt versah er bis zu seinem Tode am 18. Juli des Jahres 521. Während seines Episkopats reiste er zwei Mal als Gesandter des Papstes Hormisda nach Konstantinopel und war maßgeblich an der Wiederherstellung der seit 484 unterbrochenen kirchlichen Einheit zwischen Rom und Konstantinopel, dem sogenannten Akakianischen Schisma, beteiligt. Ennodius' Epitaph ist erhalten geblieben und läßt klar erkennen, was ihm wichtig war: Gerühmt werden seine vornehme Abkunft, seine Bildung und Beredsamkeit, seine Freigebigkeit, die sich vor allem in Kirchenbauten manifestiert habe, und sein Eintreten für den Glauben, den schon der Apostel Petrus bekannt habe.²

Es gab also vieles, was den Autor von seinem Adressaten und Gegenstand trennte: Ennodius gehörte der katholischen Kirche Italiens als Kleriker an; der König war ein Laie, vor allem aber ein «Arianer», also Anhänger einer christlichen Glaubensrichtung, die der katholischen Kirche als Ketzerei galt. Ennodius entstammte dem senatorischen Adel und stand zeitlebens in enger Verbindung mit ihm; er war also Römer. Der König war Gote und hatte als Anführer eines gotischen Heeres die Herrschaft in Italien errungen. Theoderich war dem Ideal eines kriegerischen Königtums verpflichtet; für Ennodius hing der Wert eines Menschen von drei Faktoren ab: dem rechten Glauben, der Herkunft von aristokratischen Vorfahren und der Verinnerlichung der Werte und Inhalte lateinischer Bildung.

Der Theoderich-Panegyricus ergibt daher als Quelle nur wenig,

wenn man wissen möchte, wie Theoderich König wurde, wie er Odo-vakar besiegte oder welche Maßnahmen er als König in Italien ergriff. Er verrät uns jedoch viel darüber, wie sich Theoderich den traditionellen Eliten Italiens präsentierte und wie diese darauf reagierten. Der Theoderich-Panegyricus zeigt uns die diskursiven Strategien, die es römischen Senatoren und Klerikern ermöglichten, sich mit der Herrschaft eines gotischen Königs zu arrangieren: Man klammerte die Vergangenheit Theoderichs als Anführer einer Kriegergruppe auf dem Balkan weitgehend aus und verschwieg sein «häretisches» Bekenntnis. Man rühmte seine Tüchtigkeit als Krieger und Feldherr, weil sie Italien den Frieden sichere, und betonte seine Bereitschaft, all die Aufgaben zu übernehmen, deren Erfüllung vorher den Kaisern zugefallen war. Senatoren und Kleriker durften beruhigt sein: Dieser König respektierte sie, ihre Ideale und ihre Privilegien; zugleich wußte er sein Heer im Zaum zu halten.

Die Zeitgenossen erwarteten nicht, daß der Verfasser einer Lobrede sein Innerstes offenlegte, wenn er einen Herrscher rühmte; ebenso sollten auch wir nicht jedes Wort im Theoderich-Panegyricus als Ausdruck der persönlichen Überzeugung des Ennodius nehmen. Dennoch besteht kein Zweifel, daß es Ennodius durchaus ernst meinte, wenn er die Herrschaft Theoderichs als Segen für Italien pries, denn er hat sich auch bei anderer Gelegenheit in diesem Sinne geäußert, auch dort, wo es keinen Grund gab, dem König nach dem Munde zu reden. Theoderich war für Ennodius der *dominus libertatis*, der «Herr der Freiheit», ein Herrscher, der für die Erhaltung einer kulturellen Tradition und sozialen Ordnung sorgte, mit der Ennodius sich voll und ganz identifizierte. Daß Theoderich ein «Ketzer» war, war ein Makel, mit dem Ennodius sich abfinden konnte, weil dieser darauf verzichtete, seinen eigenen Glauben aktiv zu verbreiten, und bei seinen seltenen Eingriffen in innerkatholische Belange im Sinne der Gruppierung entschied, der Ennodius selbst angehörte.³

Da der Rhetorik in Deutschland seit der Goethezeit das Stigma anhaftet, verlogenes Wortgeklingel zu sein, und der geschraubte, mit Redefiguren überladene und schwer verständliche Stil des Ennodius moderne Leser auf eine harte Probe stellt, hat sein Zeugnis nur gerin-

gen Einfluß auf das Bild gehabt, das man sich seit dem frühen 19. Jahrhundert von Theoderich machte. Viel höher wurde meist die Aussagekraft eines Textes eingeschätzt, der in der modernen Forschung als «Anonymus Valesianus» bekannt ist, weil er im Jahre 1636 durch den französischen Gelehrten Henri de Valois erstmals veröffentlicht wurde; Verfasser und Titel sind unbekannt. Genaugenommen handelt es sich um zwei Texte, die zufällig gemeinsam überliefert wurden; der erste betrifft Constantin den Großen, der zweite Theoderich. Dieser zweite Teil ist im folgenden stets gemeint, wenn vom «Anonymus Valesianus» die Rede ist.⁴

Der «Anonymus Valesianus» gibt viele Rätsel auf. Zeit und Ort der Abfassung sind unsicher und umstritten. Meist geht man davon aus, daß der unbekannte Verfasser um die Mitte des 6. Jahrhunderts schrieb, nach Theoderichs Tod, den er erwähnt, aber vor dem Untergang des gotischen Königtums in Italien, auf den er mit keinem Wort Bezug nimmt, möglicherweise in Ravenna, das seit 540 wieder in der Hand des Kaisers war. Er war jedenfalls ein katholischer Christ, über Vorgänge im Oströmischen Reich gut unterrichtet und sehr interessiert daran, wie sich das rechtliche Verhältnis Theoderichs zum Kaiser gestaltete. Sein Werk ist nicht – wie die Schriften des Ennodius – in dem von der Alltagssprache weit entfernten Idiom verfaßt, das in der Schule mühsam erlernt wurde, sondern in einer Sprachform, die in der Linguistik als Vulgärlatein bezeichnet wird. Die Darstellung ist sprunghaft, der Satzbau ungelenk, die logische Verknüpfung der Gedanken nicht selten unklar. Seiner Form nach läßt sich der Text in keine aus der klassischen Antike stammenden literarischen Gattungen einordnen, auch wenn es Berührungen mit den Kaiserviten Suetons gibt; er ist zudem formal und inhaltlich sehr heterogen.

Der Text setzt im Jahre 474 ein, als der letzte von Ostrom anerkannte Westkaiser, Iulius Nepos, seine Herrschaft antrat, und schildert dann unter steter Rücksichtnahme auf gleichzeitige Vorgänge im Ostreich die Ereignisse, die zur Abschaffung des westlichen Kaisertums durch Odovakar führten, sowie dessen Herkunft und Herrschaft. Diese Erzählung nimmt etwa ein Viertel des Textes ein (§ 36–48), und Theoderich tritt erst danach in den Vordergrund, als Kaiser Zenon ihn be-

auftrag, nach Italien zu ziehen, um Odovakar abzusetzen (§ 49). Der «Anonymus» schildert dann mit vielen Details den Kampf der beiden Könige um die Herrschaft in Italien (§ 50–56). Er erwähnt, daß Theoderich in Ostrom erst mit einiger Verzögerung anerkannt wurde, gibt dann aber eine sehr positive Beschreibung der Regierung Theoderichs in Italien (§ 59–73), in deren Zentrum der Rom-Besuch des Jahres 500 steht (§ 65–70). Dabei finden Topoi Verwendung, die in panegyrischen Reden zur Evokation eines «goldenen Zeitalters» dienten: Gold und Silber waren auf dem Land ebenso sicher wie hinter Stadtmauern, Stadttore wurden niemals geschlossen, Getreide und Wein kosteten nur einen winzigen Bruchteil dessen, was zu anderen Zeiten üblich war usw. In einer zentralen Passage heißt es:

«Er war also hoch berühmt und guten Willens in allem; er hat 33 Jahre lang regiert. Zu seiner Zeit herrschte in Italien 30 Jahre lang ein so glücklicher Zustand, daß die Reisenden friedliche Zustände vorfanden. Er unternahm auch nichts Unrechtes. Er regierte gleichzeitig zwei Völker, die Römer und die Goten. Wenngleich er selbst ein Anhänger der arianischen Sekte war, unternahm er nichts gegen die katholische Religion. Er ordnete an, daß der Reichsdienst wie unter den Kaisern bei den Römern verbleiben solle. Obwohl er freigebig Geld und Lebensmittel schenkte, füllte er die Staatskasse, die er völlig verschuldet vorgefunden hatte, durch eigene Bemühungen wieder auf und machte sie reich. Er veranstaltete in Zirkus und Amphitheater Spiele, weswegen er von den Römern Trajan und Valentinian genannt wurde, deren Zeiten er sich zum Vorbild nahm. Die Goten hielten ihn wegen seines Edikts, das er für sie erließ, für den kraftvollsten König in jeder Hinsicht.»⁵

Die religiöse und ethnische Differenz zwischen dem Autor und seinem Gegenstand wird in diesem Text klar markiert. Dennoch erscheinen die ersten 30 Jahre (493–523) der Herrschaft Theoderichs – deren Beginn nicht mit dem Sieg über Babai, sondern mit dem über Odovakar gleichgesetzt wird – als ausgesprochen segensreich. Die folgenden Ausführungen unterstreichen diesen Eindruck, bis der Blick wieder auf das Ostreich gerichtet wird (§ 74–79). Im Schlußteil des Textes (§ 80–96) schlägt das Urteil über Theoderich jedoch nahezu unvermittelt ins Negative um; aus dem guten König, der zum Segen

Italiens regiert, wird durch Einwirkung des Teufels ein Feind des wahren Glaubens und der Römer, der Senatoren willkürlich hinrichten läßt und die katholische Kirche verfolgt, weswegen ihn Gottes gerechte Strafe ereilt, bevor er den Plan, den Katholiken Italiens sämtliche Kirchen zu rauben, in die Tat umsetzen kann.⁶

Dieser Umschlag hat moderne Leser so sehr irritiert, daß die Vermutung geäußert wurde, der Schlußteil müsse von einem anderen Verfasser stammen als der Rest des Werkes. Gegen diese Annahme spricht indessen nicht allein die Tatsache, daß der gerade zitierte Lobeshymnus die letzten drei Jahre der Herrschaft Theoderichs (523–526) implizit ausklammert. Vielmehr war der abrupte Wandel eines weisen und gerechten Königs zum Schlechten für Christen, die ihre Bibel kannten, durchaus vertraut, berichtet doch das 1. Buch der Könige, daß sich der weise König Salomon im Alter unter dem Einfluß seiner Frauen von Gott abwandte. Die moderne Forschung hat dem negativen Schlußteil in der Regel geringere Glaubwürdigkeit beigemessen als dem Rest des Textes; der Teufel hat im säkularisierten Verständnis von Geschichte seinen Platz verloren. Das positive Theoderich-Bild im Mittelteil des Textes wurde hingegen nur selten so kritisch betrachtet, wie es angebracht erscheint. Indessen mahnt schon die offenkundige Verwendung panegyrischer Topoi zur Vorsicht: Die überaus positive Gesamtcharakteristik der Herrschaft Theoderichs reproduziert Gemeinplätze des Herrscherlobs, welche der Selbstdarstellung des Königs entsprechen und einem Diskurssystem entstammen, das nicht als Grundlage moderner Urteile dienen kann. Ähnliches konnte über jeden Kaiser gesagt werden, solange er akzeptiert wurde. Es mahnt zur Vorsicht, daß die konkreten Aussagen des positiven Teils sich auf ein enges Zeitfenster rund um den Rom-Besuch Theoderichs beziehen, während die verallgemeinernden Urteile durch Anekdoten und Apophthegmen untermauert werden, deren Kontext unbestimmt bleibt.

Der «Anonymus Valesianus» eröffnet also keineswegs einen unverstellten Zugang zur historischen Realität, auch wenn seine Darstellung auf moderne Leser mitunter naiv wirkte und eben deswegen für glaubwürdig gehalten wurde. Immerhin bleibt es bemerkenswert, daß

ein Autor, der nach dem Tod Theoderichs schrieb und wohl ein Untertan Kaiser Justinians war, Theoderichs Herrschaft als überwiegend segensreich beschreibt und seine Legitimität nicht in Frage stellt. Das paßt indessen gut zu der Annahme, daß der «Anonymus Valesianus» während oder nach der Rückeroberung Italiens durch Kaiser Justinian schrieb, denn der Kaiser hat nach dem Ende des Krieges alle Maßnahmen Theoderichs ausdrücklich bestätigt und seine Herrschaft dadurch rückwirkend noch einmal als legitim anerkannt.⁷

Während der «Anonymus Valesianus» seine Darstellung in einer Sprache und Form verfaßte, welche sich über die Regeln der klassischen lateinischen Biographie und Historiographie hinwegsetzen, verstand Prokop sich als Repräsentant einer tausendjährigen Tradition der Geschichtsschreibung in griechischer Sprache, die im 5. Jahrhundert v. Chr. von Herodot und Thukydides begründet worden war. Prokop dürfte um das Jahr 500 herum geboren sein; er war also mehr als eine Generation jünger als Theoderich. Er stammte aus Caesarea Maritima, der Hauptstadt der Provinz *Palaestina Prima* (im heutigen Israel). Er diente dem oströmischen Feldherrn Belisar von 527 bis 540 oder 542 als Berater (*assessor*) und begleitete ihn in dieser Eigenschaft auf Feldzügen gegen die Perser, die Vandalen und schließlich auch gegen die Goten in Italien. Er gehörte dem Senatorenstand im Rang eines *spectabilis* an und wurde, wie es scheint, schließlich auch Mitglied des Senats von Konstantinopel. Im Jahre 551 veröffentlichte er eine Darstellung der Kriege, die Kaiser Justinian gegen Perser, Vandalen und Goten geführt hatte, in sieben Büchern; weil die Darstellung nach Kriegsschauplätzen – der römische Osten, Nordafrika, Italien und der Westen – gegliedert ist, werden die einzelnen Bücher häufig als «Perserkrieg», «Vandalenkrieg» und «Gotenkrieg» zitiert, doch handelt es sich in Wahrheit um aufeinanderfolgende Teile eines einzigen Geschichtswerks, das bis dicht an die Gegenwart herangeführt ist. Wenige Jahre später fügte Prokop seinem Werk ein achttes Buch hinzu, in welchem spätere Ereignisse nachgetragen werden; für den Westen reicht die Darstellung bis zum Ende des Jahres 552. Gleichzeitig mit der «Kriegsgeschichte» entstand ein Werk, das als «Geheimgeschichte» (*Anekdotai*) bezeichnet wird, weil Prokop darauf verzich-

tete, es zu Lebzeiten zu veröffentlichen: Wie er in der Einleitung erklärt, wollte er in dieser Schrift all das aussprechen, was er in seiner «Kriegsgeschichte» aus Furcht vor Repressalien habe verschweigen müssen; die «Geheimgeschichte» war also als Komplement und Korrektiv zur «Kriegsgeschichte» gedacht. Tatsächlich handelt es sich um eine haßerfüllte Tirade auf Kaiser Justinian, der geradezu als «Fürst der Dämonen» gezeichnet wird. Es hat Prokops Reputation als Geschichtsschreiber in der Moderne geschadet, daß er später noch eine panegyrische Schrift über die Bauten Justinians verfaßte, die ebenfalls erhalten geblieben ist. In dieser Schrift nämlich lobt Prokop den Kaiser über alle Maßen, wie es der Gattung entsprach.

Das Geschichtswerk des Prokop steht in einer Tradition, die zu der Zeit, als er zu schreiben begann, in der Mitte der 540er Jahre, bereits ein volles Jahrtausend alt war. Prokop reihte sich in diese Tradition ein, indem er sich Sprache und Stil, Darstellungsmittel und Denkformen der Autoren zu eigen machte, welche die Geschichtsschreibung als literarische Gattung begründet hatten: Die Werke des Herodot und des Thukydides dienten ihm als Maßstab und Vorbild. Die Entscheidung für diese klassizistische Form der Darstellung vergangener Ereignisse implizierte die Enthaltung von christlichen Deutungsmustern, aber keineswegs das Bekenntnis zu den alten Göttern, wie man früher meist glaubte und auch heute noch gelegentlich annimmt. In einer Zeit, in der weite Kreise der Bevölkerung des Imperium Romanum besorgt darüber nachdachten, wie nahe das Kommen des Jüngsten Gerichts sei, und christliche Theologen alles irdische Geschehen auf einen göttlichen Heilsplan bezogen, versuchten Autoren wie Prokop, menschliches Handeln verständlich zu machen, ohne nach Gottes Willen zu fragen. Dabei griff er auf Kategorien der antiken Populärphilosophie zurück, die eine Art Schablone für die Deutung und Bewertung menschlichen Handelns lieferten. Gute Herrscher verfügten demnach über die vier sogenannten Kardinaltugenden Tapferkeit, Gerechtigkeit, Besonnenheit und Weisheit; schlechte Herrscher waren feige, ungerecht, maßlos und dumm. Bei Prokop paart sich diese Art von Handlungserklärung mit dem naiven Glauben, daß die gute Sache am Ende auch stets den Erfolg davontrage. Dieser Glaube

wurde durch den äußerst wechselvollen Verlauf des Gotenkriegs, der anderthalb Jahrzehnte nach seinem Beginn immer noch nicht gewonnen war, zwar angefochten, aber nicht in den Grundfesten erschüttert; er verursachte daher innere Widersprüche in der Darstellung. Wenn der Historiograph sich das Geschehen gar nicht mehr zu erklären vermochte, mußte das Schicksal (*tyche*), gedacht als blinder Zufall, die analytische Lücke schließen.⁸

Wie die Charakterisierung von Personen wurde auch die Darstellung fremder Völker stark von Klischees beeinflusst. Wenn es um Völker ging, die als fremdartig erschienen, bediente die griechisch-römische Historiographie sich konventioneller Muster der Wahrnehmung, Deutung und sprachlichen Gestaltung; man fragte nach Wohnsitzen und Ursprüngen, nach Sprache und Aussehen, nach körperlichen und seelischen Anlagen, nach Sitten und Bräuchen. Zugleich war der Kreis denkbarer Antworten durch axiomatische Annahmen begrenzt. Diese Schemata oder *Topoi* erlaubten es, die Gegenwart zu bewältigen, indem man Neues auf Bekanntes zurückführte, ja häufig geradezu als Wiederkehr des ewig Gleichen deutete. Klassizistische Historiographen unterschieden auch im 6. Jahrhundert n. Chr. noch immer grundsätzlich zwischen der Kulturwelt, die mit dem Imperium Romanum identifiziert wurde, und der Welt der Barbaren, wenngleich das Eigene jetzt nicht mehr als griechisch, sondern als römisch beschrieben wurde. Der Barbar aber war ein Mensch zweiter Klasse; er war unbeherrscht und maßlos, schwankte zwischen wilder Grausamkeit und feiger Unterwürfigkeit, vermochte weder seinen Appetit noch seinen Sexualtrieb zu zügeln und war unfähig, sich eine höhere Bildung anzueignen. Das politische Taktieren und Lavieren nichtrömischer Akteure wurde daher gerne als Ausdruck eines charakterlichen Defekts, als Treulosigkeit, gedeutet. Zur klassizistischen Auffassung der Geschichtsschreibung gehörte auch, daß Völker, mit denen man es in der Gegenwart zu tun hatte, nach Möglichkeit mit solchen identifiziert wurden, die bereits den «klassischen» Autoren bekannt gewesen waren; zum Beispiel konnten alle Völker, die an der unteren Donau auftauchten, als Skythen bezeichnet werden, weil einst Herodot ein Volk dieses Namens in diesem Raum lokalisiert hatte. Diese

ethnographischen Schemata schränkten den Umfang des Denkbaren ein und befestigten verbreitete Vorurteile, verhinderten jedoch nicht, daß man sich mit der Eigenart fremder Völker auseinandersetzte, mit denen man ja häufig enge Beziehungen unterhielt; das war geradezu ein Gebot der Selbsterhaltung, wenn man es mit kriegerischen Nachbarn zu tun hatte. Man achtete auf Merkmale, die bestimmte Völker gegenüber anderen auszeichnen, und nannte sie auch in der Spätantike bei ihrem im Alltag gebräuchlichen Namen, wenn es sinnvoll oder unumgänglich erschien. Prokop dachte zwar keineswegs daran, fremde Kulturen mit den Augen eines Insiders zu beschreiben, sondern betrachtete sie primär als potentielle Feinde oder Bundesgenossen des Kaisers. Er beurteilte aber keineswegs alle barbarischen Völker und Herrscher negativ und registrierte aufmerksam Unterschiede der politischen Verfassung, der Bewaffnung und Kampfweise.

All dies gilt es zu bedenken, wenn man die «Kriegsgeschichte» des Prokop als Quelle für die Geschichte Theoderichs und der Goten in Italien liest. Besonders deutlich ist die ethnographische Denkweise in der einleitenden Darstellung der Goten als Teil einer großen Familie «gotischer Völker», zu der er neben den Goten auch Vandalen, Visigoten und Gepiden zählt. Prokop identifiziert diese Völker mit den Sauromaten und Melanchlainen Herodots, fügt aber hinzu, daß andere sie mit den Geten gleichsetzten, die ebenfalls schon bei Herodot erwähnt werden. Sie alle stammen seiner Ansicht nach von demselben Volk ab, haben aber im Laufe der Zeit nach ihren Anführern verschiedene Namen erhalten. Der ethnographischen Denkweise entsprechend, leitet er ihre ursprüngliche Einheit von einem Set gemeinsamer Merkmale ab: Alle «gotischen Völker» sind seiner Ansicht nach groß und stattlich; ihre Haut ist weiß, und ihre Haare sind blond. Zudem sprächen sie dieselbe Sprache, die Gotisch genannt werde, und hingen demselben Glauben an, demjenigen, den Arius gelehrt habe. Ursprünglich hätten sie jenseits der unteren Donau gelebt; später aber seien sie nach und nach ins Reich eingedrungen, zuerst unter der Herrschaft des Kaisers Arcadius (395–408).⁹

Das Thema der «Kriegsgeschichte» Prokops ist nicht das Reich Theoderichs in Italien, sondern der Krieg, den Justinian gegen dessen

Nachfolger führte. Theoderichs Herrschaft wird darum nur in der Einleitung zur Darstellung dieses Krieges behandelt. Prokop schildert die Absetzung des letzten römischen Kaisers in Italien, Romulus, durch Odovakar und dessen Auseinandersetzung mit Theoderich, der im Auftrag Kaiser Zenons nach Italien gezogen sei, um einen «Tyrannen» abzusetzen. Auf eine ausführliche Schilderung der Belagerung Ravennas bis hin zur Ermordung Odovakars folgt dann eine Gesamtcharakteristik der Herrschaft Theoderichs, die es verdient, im Wortlaut angeführt zu werden:

«Die Insignien und die Bezeichnung eines Kaisers (basileus) der Römer wollte er nicht usurpieren. Er ließ sich vielmehr zeitlebens nur rex nennen – so nennen die Barbaren üblicherweise ihre Anführer –, regierte seine Untertanen aber, indem er sich alles aneignete, was derjenige braucht, der durch seine Natur zum Alleinherrscher (basileus) bestimmt ist. Mit größtem Nachdruck sorgte er für Gerechtigkeit und wahrte unverbrüchlich die Gesetze; er schützte das Land zuverlässig vor den umwohnenden Barbaren und bewies ein Höchstmaß an Tapferkeit. Denen, die seiner Herrschaft unterstanden, tat er selbst fast niemals ein Unrecht an und gestattete es auch keinem anderen, wenn der es versuchte, wenn man davon absieht, daß die Goten den Anteil an Ländereien unter sich aufteilten, den Odovakar seinen Parteigängern überlassen hatte.»

Prokop rundet diese überaus positive Würdigung mit der Bemerkung ab, Theoderich sei dem Namen nach ein Tyrann, in Wirklichkeit jedoch ein echter *basileus* gewesen und habe keinem, der in diesem Ehrenamt jemals Ruhm erworben habe, irgendwie nachgestanden. Goten und Italiker – Römer heißen bei Prokop nur Untertanen des Kaisers – hätten ihn daher sehr geliebt. Der Historiograph spielt hier mit der Vieldeutigkeit des griechischen Wortes *basileus*, das sowohl den römischen Kaiser als auch jeden anderen Alleinherrscher bezeichnen kann, der als legitim anerkannt wird und daher kein Tyrann ist. Theoderich war seiner Darstellung zufolge ein geborener Alleinherrscher, der über alle Herrschertugenden verfügte, wenngleich von zweifelhafter Legitimität. Freilich schränkt Prokop das Lob für Theoderich insofern ein, als er anschließend hinzufügt, der König habe am Ende seiner 37jährigen Regierung – gerechnet von 489 bis 526 – zwei

hochrangige Senatoren, Symmachus und Boethius, ungerechtfertigterweise hinrichten lassen. Immerhin habe Theoderich diesen Fehler bereut, sei jedoch gleich darauf verschieden.¹⁰

Die Maßstäbe, die Prokop an die Regierung Theoderichs anlegt, sind im Grunde dieselben, die auch für den «Anonymus Valesianus» gelten: das Vorhandensein oder Fehlen der Herrschertugenden und die Anerkennung durch den Kaiser. Beide nehmen das Ende von ihrem lobenden Gesamturteil aus, doch spricht nur der «Anonymus» von Maßnahmen gegen den wahren Glauben. Obwohl eine ausführliche Darstellung der Regierung Theoderichs außerhalb des Plans der «Kriegsgeschichte» liegt, hat Prokop dieses Thema noch ein zweites Mal behandelt, indem er es zum Gegenstand von Reden macht, die er Protagonisten in den Mund legt. Wie es der klassischen Tradition entsprach, enthält sein Werk nämlich zahlreiche Reden und Briefe, die nicht selten paarweise angeordnet sind; sie beruhen teils auf Informationen, teils sind sie frei erfunden. Eines dieser Redenpaare hat den gotischen Anspruch auf die Herrschaft in Italien zum Gegenstand; es gehört in den Zusammenhang von Verhandlungen, die während der ersten Belagerung Roms zwischen dem gotischen König Witigis und dem kaiserlichen Feldherrn Belisar geführt wurden. Prokop läßt zunächst die gotischen Gesandten sprechen. Diese führen aus, daß Theoderich den Tyrannen Odovakar im Auftrag Kaiser Zenons gestürzt habe, der den Goten Italien zu immerwährendem Besitz überlassen habe. Darauf heißt es:

«So haben wir die Herrschaft in Italien übernommen und Gesetze wie auch Verfassung getreulich bewahrt, so redlich, wie es nur je ein römischer Kaiser getan hat. Weder unter Theoderich noch unter irgend einem seiner Nachfolger auf dem gotischen Königsthron ist auch nur ein einziges geschriebenes oder ungeschriebenes Gesetz erlassen worden. Was Gottesdienst und Glauben betrifft, haben wir auf das Empfinden der Römer so gewissenhaft Rücksicht genommen, daß bis auf den heutigen Tag kein Italiener weder freiwillig noch unfreiwillig seinen Glauben wechselte. Ebenso blieben Goten, die zum anderen Glauben übertraten, deshalb unbehelligt. Auch die heiligen Stätten der Römer haben wir in höchsten Ehren gehalten. Niemals wurde einem, der dorthin seine Zuflucht genommen hatte, irgendwie Gewalt angetan. Nicht genug damit, auch sämtliche Staats-

ämter haben dauernd in der Hand von Römern gelegen, und niemals wurde ein solches von Goten bekleidet.»¹¹

Wie beim «Anonymus Valesianus» wird die Herrschaft Theoderichs auch an dieser Stelle als Herrschaft über Goten und Römer geschildert, die in gesetzlicher Form ausgeübt worden sei. Auch die Duldung des katholischen Glaubens und das römische Monopol auf die Bekleidung von hohen Ämtern begegnen hier erneut. Prokop versagt sich jeden expliziten Kommentar zur Argumentation der gotischen Gesandten. Auch in der Erwiderung Belisars bleibt die Schilderung der Herrschaft Theoderichs unwidersprochen. Der Feldherr begnügt sich damit, die kaiserliche Rechtsposition zu formulieren: Gewiß habe Theoderich Odovakar im Auftrag des Kaisers Zenon beseitigt, doch habe ihm das nicht das Recht gegeben, Italien auf Dauer für sich zu behalten. Dadurch sei er selbst zum Tyrannen geworden.

Prokop wollte einen Krieg schildern und zwar im Stile der klassischen griechischen Historiographie. Dafür war er insofern bestens qualifiziert, als er an diesem Krieg bis zur Abberufung Belisars im Jahre 540, wenn nicht noch etwas länger, selbst teilgenommen hatte. Er war in dieser Zeit im «Hauptquartier» des kaiserlichen Heeres tätig, wo man den Feind aufmerksam studierte; er hat zweifellos Goten, Gesandte, Gefangene und Überläufer, persönlich gekannt und mit ihnen gesprochen. Über die Zeit danach hat er nicht mehr als Augenzeuge und Kriegsteilnehmer berichtet, war aber in Konstantinopel gut plazierte, um Informationen über den Krieg einzuholen. Sein Geschichtswerk gleicht in mancher Hinsicht einer Reportage, die den Ereignissen in kurzem Abstand folgt, ohne den Ausgang zu kennen. Für die Jahre bis 540 ist die Darstellung ausführlich und lebendig, später nicht selten knapp und trocken. Auch Prokops Urteil über die handelnden Personen und den Sinn des Krieges schwankt beträchtlich. Die Euphorie über den im Jahre 540 scheinbar errungenen Sieg wich schnell der Ernüchterung. Je länger der Krieg dauerte, desto stärker zweifelte er, ob ein römischer Sieg, den er stets erhoffte, den Einwohnern Italiens zum Segen ausschlagen werde.

Trotz seines positiven Urteils über Theoderich stellte Prokop die

Berechtigung des kaiserlichen Anspruchs auf Italien nicht grundsätzlich in Frage. Er sah in den Goten Barbaren und war überzeugt, daß gotische Krieger den Elitesoldaten des Kaisers hinsichtlich Technik und Taktik nicht gewachsen waren. Seiner Darstellung zufolge waren sie weder in der Lage, eine Stadt durch Sturm auf die Mauern einzunehmen, noch hatten sie den berittenen Bogenschützen des Kaisers etwas Gleichwertiges entgegenzusetzen. Auch für den Kampf zur See fehlte den Goten seiner Ansicht nach das nötige Know-how. Die Rückschläge auf dem italischen Kriegsschauplatz erklärte Prokop sich folgerichtig durch Fehler auf der römischen Seite, vor allem durch ausbleibende Soldzahlungen seitens des Kaisers. Die gotischen Krieger wuchsen jedoch in seiner Wertschätzung, als sie unter König Totila seit 542 wieder Erfolge errangen. Totila ist der erste Nachfolger Theoderichs, dem Prokop häufig positive Eigenschaften zuschreibt; der König zeichnet sich in seiner Darstellung nicht allein durch persönliche Tapferkeit, sondern auch durch Milde und Gerechtigkeit aus; vor diesem Hintergrund heben sich die Funktionäre Justinians, denen Prokop Habgier und Grausamkeit vorwirft, um so schärfer ab. Totilas Ende wird mit Anteilnahme geschildert. Teja schließlich, der letzte gotische König in Italien, war für Prokop ein todesmutiger Recke, der an kriegertischer Tüchtigkeit hinter keinem Helden des Altertums zurückgestanden habe.¹²

2 Selbstzeugnisse oder Selbstdarstellung?

Die Königsurkunden bei Cassiodor

So unterschiedlich Ennodius, der «Anonymus Valesianus» und Prokop als Autoren auch sind, die von ihnen verfaßten Texte haben doch gemeinsam, daß sie Theoderich sozusagen von außen darstellen; gleichgültig, wie nahe oder fern sie ihrem Gegenstand stehen, immer nehmen sie eine Perspektive ein, die andere auf den König hatten. Die Selbstdarstellung des Königs spiegelt sich in diesen Texten allenfalls

indirekt wider. Aus diesem Grund muß es als besonderer Glücksfall gelten, daß uns nicht weniger als 240 Schriftstücke überliefert sind, die im Namen des Königs verfaßt wurden. Allerdings sind sie nicht vom König selbst formuliert worden, der mit dieser Aufgabe gebildete Römer betraute. Dennoch können sie insofern als Selbstzeugnisse gelten, als er in jedem Fall als verantwortlicher Urheber genannt wird; für die Empfänger zählten sie als Wort des Königs. Dieses umfangreiche Corpus offizieller Schriftstücke, die meist als Briefe des Königs an bestimmte Adressaten stilisiert sind, erlaubt es uns, die Art und Weise, wie Theoderich mit seinen Untertanen, aber auch mit anderen Herrschern kommunizierte, genauer zu beschreiben, als dies für jeden anderen barbarischen Herrscher seiner Zeit möglich ist. Jede Interpretation muß zunächst dem elementaren Tatbestand Rechnung tragen, daß die überwältigende Mehrzahl dieser Schriftstücke – 235 von 240 Texten – von ein und demselben Mann verfaßt wurde, der Theoderich in mehreren hohen Ämtern diente und auch unter dessen ersten Nachfolgern eine bedeutende politische Rolle spielte. Dieser Mann ist uns wohlbekannt; er hieß mit vollem Namen Flavius Magnus Aurelius Cassiodorus Senator; in der modernen Forschung wird er kurz Cassiodor genannt, während er selbst den Namen Senator bevorzugte.

Das war kein Zufall, denn Cassiodor stammte von Senatoren ab und brachte es in diesem Stand auch selbst zu den höchsten Ehren. Bereits der Vater hatte eine glänzende Ämterlaufbahn absolviert. Er übernahm nacheinander die Leitung der beiden höchsten, am Hof angesiedelten Finanzbehörden, erst die Position des *comes rerum privatarum*, dem die Verwaltung der Krongüter oblag, dann diejenige des *comes sacrarum largitionum*, der dafür zu sorgen hatte, daß die Kassen des Herrschers stets mit Gold und Silber gefüllt waren. Der Herrscher, dem Cassiodors Vater diente, war freilich kein römischer Kaiser mehr, sondern ein barbarischer König, jener Odovakar, der im Jahre 476 Romulus, den letzten Kaiser in Italien, abgesetzt hatte. Cassiodors Vater ging jedoch zu Theoderich über, als dieser 489 mit seinem Heer nach Italien kam; zur Belohnung übertrug ihm der siegreiche König zu Beginn des 6. Jahrhunderts die Leitung der wichtigsten

zivilen Behörde Italiens, der Prätorienspräfektur, und verlieh ihm anschließend die höchste Würde, die das Imperium Romanum zu dieser Zeit kannte, diejenige eines *patricius*.¹³

Cassiodor begann seine Ämterlaufbahn als Berater seines Vaters, während dieser die Prätorienspräfektur innehatte, zwischen 503 und 506. Er war noch keine 30 Jahre alt, als er durch eine Lobrede auf Theoderich die Aufmerksamkeit des Königs erregte. Er erhielt daraufhin im Jahre 506 eines der höchsten Hofämter, dasjenige eines *quaestor sacri palatii*, der für die Stilisierung der königlichen Schreiben zuständig war, und versah dieses Amt fünf Jahre lang, bis zum Jahre 511. Im Jahre 514 wurde er von Theoderich durch die unerhörte Ehre ausgezeichnet, dem Jahr als *consul sine collega* ganz allein den Namen zu geben. Abschließend zog sich unser Cassiodor für mehr als ein Jahrzehnt in ein standesgemäßes Privatleben zurück.

In den letzten Jahren der Herrschaft Theoderichs übernahm Cassiodor dann noch einmal ein hohes Amt am Hof des Königs; als *magister officiorum* war er für die Leitung der am Hof angesiedelten Büros zuständig, die den Schriftverkehr des Königs mit seinen Amtsträgern und Untertanen führten. Weil er als Meister des spätromischen Kanzleistils hohes Ansehen genoß, übernahm er zugleich die Aufgabe, den *quaestor sacri palatii* bei der Stilisierung von königlichen Verlautbarungen zu unterstützen. Cassiodor legte dieses Amt erst im Jahre 527 nieder, nachdem die Herrschaft 526 auf Theoderichs Enkel Athalarich übergegangen war. Theoderichs Tochter Amalasvintha, die für ihren minderjährigen Sohn Athalarich die Regierung führte, reaktivierte Cassiodor im Jahre 533, indem sie ihn zum Prätorienspräfekten bestellte. In dieser Position diente Cassiodor nicht weniger als drei gotischen Herrschern, die sich nacheinander ablösten: zunächst Athalarich bzw. dessen Mutter Amalasvintha, nach dem Tode des Athalarich dann Amalasvintha und Theodahad während deren gemeinsamer Herrschaft. Cassiodor blieb im Amt, nachdem Theodahad Amalasvintha 535 erst hatte inhaftieren und dann umbringen lassen, und er wurde auch von dessen Nachfolger Witigis übernommen, nachdem Theodahad Ende 536 ebenfalls gestürzt und getötet worden war. Zu dieser Zeit war der Krieg, den Kaiser Justinian zur Rücker-

oberung Italiens führte, bereits in vollem Gange. Erst Ende 537 zog sich Cassiodor endgültig aus dem Dienst für gotische Könige zurück. Nach der Kapitulation Ravennas (540) übersiedelte er nach Konstantinopel. Damit begann ein neuer Abschnitt seines Lebens, in welchem er weiterhin literarisch aktiv war, aber nur noch Texte verfaßte, die der geistlichen Erbauung und Unterweisung dienen sollten; darauf wird später einzugehen sein.¹⁴

In der Zwischenzeit allerdings veröffentlichte Cassiodor eine Sammlung amtlicher Schreiben, die er im Auftrag und überwiegend auch im Namen gotischer Könige verfaßt hatte. Diese Sammlung ist in zwölf Bücher gegliedert und trägt den Titel «*Variae*» («Schreiben vermischten Inhalts»). Die ersten fünf Bücher enthalten Schreiben, die Cassiodor im Namen Theoderichs formulierte, Buch 6 und 7 «*Formulae*», also Musterbriefe für regelmäßig wiederkehrende Amtshandlungen, Buch 8–10 Schreiben, die Cassiodor im Namen der Nachfolger Theoderichs bis auf Witigis aufsetzte. Die beiden letzten Bücher schließlich versammeln Schreiben, die Cassiodor zwischen 533 und 537 als Prätoriumspräfekt im eigenen Namen verfaßte. Alles in allem enthält die Sammlung nahezu 500 Stücke. Aufgenommen wurden Briefe an auswärtige Herrscher, Anweisungen an Amtsträger, richterliche Entscheidungen und rechtliche Regelungen, aber auch zahlreiche Schreiben, die anlässlich der Ernennung eines hohen Amtsträgers an diesen selbst, aber auch an andere Adressaten, insbesondere den Senat, gerichtet wurden. Der Kreis der Empfänger umfaßt Römer und Goten, den Senat und einzelne Senatoren, zivile Amtsträger, militärische Befehlshaber und Einheiten und kirchliche Würdenträger, aber auch barbarische Könige und römische Kaiser.¹⁵

Cassiodor selbst gibt im Vorwort zu den «*Variae*» an, er habe die Sammlung auf das Drängen von Freunden hin veröffentlicht, auf daß sein selbstloser Einsatz für das Wohl der Allgemeinheit der Nachwelt nicht verborgen bleibe; im einzelnen hätten sie ihm drei Gründe genannt, weshalb eine Publikation nicht unterbleiben dürfe: Erstens könnten die von ihm verfaßten Schreiben andere belehren, die sich dem Dienst am Gemeinwesen (*res publica*) widmen wollten, zweitens sorgten sie dafür, daß nicht in Vergessenheit gerate, welche senato-

rischen Ämter und Würden die Könige verliehen hätten, und drittens bewahrten sie auch ein Spiegelbild seiner eigenen Persönlichkeit.

Die Sammlung wurde also zu einer Zeit veröffentlicht, als Cassiodor die Hoffnung auf eine Fortsetzung der Kooperation zwischen gotischen Königen und römischen Senatoren noch nicht aufgegeben hatte und mit kaum verhohlenem Stolz auf seine Tätigkeit in ihrem Dienst zurückblickte. Die Auswahl und Anordnung der Schriftstücke, die er in die Sammlung aufgenommen hat, läßt darüber hinaus erkennen, daß er bemüht war, die Herrschaft Theoderichs als bruchlose Fortsetzung römischer Institutionen und Normen unter einem gotischen König erscheinen zu lassen. Diese Institutionen und Normen wiederum wurzelten seiner festen Überzeugung zufolge in einer transzendenten Welt ewiger Werte, die menschlicher Verfügung entzogen waren. Indem die Sammlung das gotische Königtum als eine von idealen Prinzipien geleitete Herrschaft erscheinen läßt, reproduziert sie nicht allein die königliche Selbstdarstellung, sondern verteidigt zugleich auch das politische Engagement ihres Verfassers, denn einem vortrefflichen Herrscher zu dienen, der sich in die römische Tradition einfügte, war auch für einen Senator ehrenvoll.

Die Besonderheit der Überlieferungslage bringt es also mit sich, daß wir die königliche Kanzlei mit ganz wenigen Ausnahmen nur durch Schreiben kennen, die Cassiodor als Inhaber von Hofämtern verfaßte und nach dem Ende dieser Tätigkeit in eine Sammlung aufnahm, die als eine Art Apologie seiner aktiven Mitwirkung an der Herrschaft gotischer Könige in Italien dienen sollte. Diese Feststellung ändert freilich nichts daran, daß die in der Sammlung enthaltenen Einzelstücke mit geringfügigen Änderungen – vor allem das Weglassen von Gruß- und Datierungsformeln – den originalen Wortlaut königlicher Schreiben bewahren. Cassiodor selbst erklärt in einem zweiten Vorwort, er, der in den vorangehenden 10 Büchern gleichsam mit königlichem Mund gesprochen habe, habe die letzten beiden Bücher angefügt, damit seine eigene Persönlichkeit nicht unerkannt bleibe.

Die Aufgabe Cassiodors als Verfasser königlicher Schriftstücke bestand demnach darin, den politischen Willen gotischer Könige in eine

sprachliche Form zu kleiden, die der Tradition spätrömischer Kanzleien entsprach. Dieser Kanzleistil, der auch die Verlautbarungen römischer Kaiser und Amtsträger prägte, zeichnete sich durch lange und verschachtelte Sätze, durch unpersönliche Konstruktionen und die Bevorzugung von Substantiven gegenüber Verben aus. Diese Ausdrucksweise orientierte sich an rhetorischen Vorbildern und war von der lateinischen Alltagssprache weit entfernt; sie war daher selbst für gebildete Zeitgenossen nicht leicht verständlich.

Eine weitere Eigenart des Kanzleistils bestand darin, daß die Verfasser von Herrscherurkunden in der Regel einem viergliedrigen Schema folgten, dergestalt, daß auf eine Einleitung, in der allgemeine Prinzipien dargelegt wurden (*prooemium*), eine Darlegung des Sachverhalts (*narratio*) folgte und darauf wiederum die Entscheidung oder Anordnung (*dispositio*). Am Ende standen dann Strafbestimmungen und Ermahnungen sowie die Publikationsverfügung (*conclusio*). Dieses Gliederungsschema spiegelt die Tatsache, daß spätantike Herrscherurkunden häufig wortreiche Auslassungen über Prinzipien und Werte enthalten, die für Herrscher und/oder Untertanen gültig sind; sie belehren und ermahnen also. Denn anders als moderne Gesetze, die in juristischer Fachsprache nach Genauigkeit und Knappheit des Ausdrucks streben, sollten spätantike Herrscherurkunden keineswegs nur und häufig nicht einmal in erster Linie Normen kodifizieren. Vielmehr waren sie ein Mittel der Kommunikation zwischen Herrschern und Untertanen, die durch ständige Wiederholung von Gemeinplätzen der Vergewisserung gemeinsamer Werte diene.

Cassiodors Ehrgeiz bestand darin, diesen Stil in einer Weise zu handhaben, die den Zeitgenossen als Ausdruck literarischer Meisterschaft galt. Er wollte kein Bürokrat, sondern ein Virtuose sein. Dem manieristischen Geschmack seiner Zeit entsprechend strebte er danach, alles Schlichte und Ungezwungene zu vermeiden; er suchte den unerwarteten Ausdruck, er häufte literarische Stilmittel wie Antithesen und Paradoxien, Sentenzen und Metaphern, Gleichnisse und Wortspiele. Dabei diene die Gattung des Briefs, die in der lateinischen Literatur der Spätantike eine große Rolle spielte, formal und

inhaltlich als Vorbild. Der didaktischen und paränetischen Grundtendenz spätantiker Gesetzgebung entsprechend wird der königliche Wille von Cassiodor daher meist sehr knapp formuliert, während die Belehrung und Ermahnung der Adressaten häufig großen Raum einnimmt; mitunter machen gelehrte «Exkurse» fast den gesamten Text aus.

Wer die «Varien» als Quellen für die Politik gotischer Könige liest, kann der Frage nicht ausweichen, wie groß der Anteil Cassiodors an der Formulierung königlicher Urkunden war. Leider wissen wir nicht, wie genau die Anweisungen waren, die er für seine Tätigkeit als «Sprachrohr» des Königs erhielt. Entscheidungen und Anordnungen des Königs waren ihm natürlich vorgegeben, ebenso wohl Leitbegriffe der königlichen Selbstdarstellung, die auch bei anderen Autoren und in anderen Medien begegnen. Die sprachliche Form, aber auch viele Gedanken in den einleitenden, ermahnenden und belehrenden Passagen der «Variae» gehen dagegen zweifellos auf Cassiodor zurück. Der König verließ sich in dieser Hinsicht auf den politischen Takt seines *quaestor* und auf die Wachsamkeit seiner Höflinge.

Die manieristische Form der «Variae» wirft allerdings noch ein zweites Problem auf, dasjenige der Rezeption durch unterschiedliche Adressatengruppen: Daß gebildete Römer es zu schätzen wußten, wenn ein gotischer König ihnen Schreiben übersandte, die in literarischer Form stilisiert waren, versteht sich leicht, wenn man berücksichtigt, welcher Wert einer klassischen Bildung auch im 6. Jahrhundert von römischen Senatoren noch immer beigemessen wurde. Wie aber steht es um Adressaten, die dieser Bildung nicht teilhaftig waren, ja das Lateinische allenfalls unvollkommen beherrschten wie viele Goten? Wie gelangte die Botschaft, die in den Briefen enthalten war, zu ihnen?

Ein Beispiel soll die Problematik verdeutlichen. Es handelt sich um eine Art Zirkularbrief, der vor Beginn des Gallienfeldzugs im Sommer 508 verschickt wurde (*Variae* 1, 24). Die Adresse lautet «König Theoderich an alle Goten». Darauf folgt ein Absatz, in welchem die Mitteilung, daß der König sich entschlossen habe, ein Heer nach Gallien zu entsenden, mit einer Darlegung der Beweggründe verbunden wird; das ist das *prooemium*:

2 Selbstzeugnisse oder Selbstdarstellung? Die Königsurkunden bei Cassiodor

«Goten muß man bewaffnete Kämpfe eher nur bekannt machen, als sie dazu überreden zu müssen; denn es freut einen kriegerischen Stamm, sich zu erproben! Anstrengung scheut gewiß derjenige nicht, der den Ruhm der Tapferkeit begehrt. Daher haben wir also mit Gottes Hilfe, der alles zum Erfolg führt, zum Allgemeinwohl ein Heer nach Gallien abzusenden beschlossen, damit einerseits auch ihr Gelegenheit zum Vorwärtkommen haben könnt, andererseits wir das, was wir schon gegeben haben, sichtbar verdienten (Personen) übertragen haben. In der Ruhe bleibt nämlich die löbliche Stärke verborgen, und wenn es keinen Raum hat, sich zu erproben, ist das ganze Strahlen der Verdienste verdunkelt.»

Die eigentliche Botschaft wird in einem zweiten Absatz knapp zum Ausdruck gebracht; das ist die *dispositio*:

«Und daher haben wir durch unseren saio Nandus dafür gesorgt, daß ihr, zum Kriegszug in Gottes Namen in der gewohnten Weise mit Waffen, Pferden und allem Notwendigen reichlich versorgt, am zunächst kommenden 8. Tag der Kalenden des Juli» – das ist der 24. Juni 508 moderner Zeitrechnung – «euch mit allen Mitteln und mit Gottes Hilfe in Bewegung setzt, auf daß ihr sowohl zeigt, wie die Tapferkeit eurer Väter auch in euch wohnt, als auch, wie ihr mit Erfolg unserem Befehl nachkommt.»

Darauf folgt im dritten und letzten Teil eine umständliche Ermahnung zur Tapferkeit, diesmal mit Blick auf die gotische «Jungschar», der ein Gleichnis aus der Tierwelt Nachdruck verleihen soll; das ist die *conclusio*:

«Führt eure Jungschar in das Kriegshandwerk ein, unter eurer Führung mögen sie sehen, was sie den Nachkommen begierig erzählen werden! Denn was man in der Jugend nicht lernt, kann man auch in reiferem Alter nicht (lernen). Die Falkenweibchen, die stets von Beute leben, scheuchen ihre ob ihrer Jugend noch schwache Brut aus den Horsten, damit sie sich nicht an schlaffes Nichtstun gewöhnen; mit den Flügeln schlagen sie die Säumigen, zwingen die Zarten zum Flug, damit sie sich so entwickeln, wie es ihre Mutterliebe erwartet. Ihr aber, die sowohl die Natur erhöht als auch die Begierde nach Hochschätzung kühn gemacht hat, müht euch, solche Söhne zu hinterlassen, wie sie ohne Zweifel eure Väter an euch gehabt haben!«

Dieser Brief – der Sache nach ein Marschbefehl für einen Feldzug – setzt offenbar voraus, daß es dort, wo gotische Truppen stationiert waren, Menschen gab, die in der Lage waren, seinen Inhalt in einer für gotische Krieger verständlichen Weise weiterzugeben. Das wird in der Regel wohl in gotischer Sprache geschehen sein. Ausschmückungen, die nicht zur Sache gehören, wie der Vergleich junger Goten mit Falken, der auf Cassiodors Vorliebe für Beispiele aus der Tierwelt zurückgeht, dürften dabei entfallen sein. Der Brief enthält jedoch keineswegs alle Informationen, welche die Adressaten benötigten, um den Befehl, sie sollten sich am 24. Mai 508 in Marsch setzen, auszuführen, zum Beispiel über die Route, die sie einschlagen, und das Ziel, das sie erreichen sollten. Diese Informationen wurden also auf andere Weise transportiert, in Form von listenartigen Aufzeichnungen oder mündlichen Aufträgen. Gerade die Briefe an gotische Adressaten repräsentieren daher häufig nur ein Element aus einer Kommunikation, die multimedial und häufig auch bilingual gewesen sein muß, für uns aber nicht mehr in allen Dimensionen faßbar ist.

Der Anteil, den Cassiodor am gedanklichen Inhalt einer Königsurkunde hatte, ist in der Regel also nicht genau zu bestimmen. Gleichwohl ist es angebracht, die grundlegende Tatsache hervorzuheben, daß Theoderich und seine Nachfolger sich für Fortsetzung eines Stils der Kommunikation zwischen dem Herrscher und seinen Untertanen entschieden, der von den westlichen Kaisern gepflegt worden war und dem kulturellen Selbstverständnis römischer Eliten entsprach. Daß ein Mann wie Cassiodor mehrfach über Jahre hinweg beauftragt wurde, königliche Urkunden zu formulieren, zeugt nicht nur von dem Ansehen und Vertrauen, das er am Hof genoß, sondern ist Ausdruck einer politischen Entscheidung: Italien in einer Weise zu regieren, die es den traditionellen Eliten erlaubte, mit den neuen Herren des Landes zu kooperieren.

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter:
www.chbeck.de